р. дом. 1958 $\frac{n}{13}$

Wider den Erbfeind

und andere Erzählungen.

Dritter Band.

P. o. germ 1958 m (3

19 Bmk

Wider den Erbfeind

und

andere Erzählungen

von

Ernst Wichert.

Dritter Band:

Parcival. — Der älteste Hauptmann. Sie verlangt ihre Strafe.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Landauer'sche Bibliothek Schönthal

Berlin, 1873.
Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Parcival.

Fuchsiana

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn irgend eine Uhr in der Stadt richtig ging, so war es sicher die auf der Sternwarte, nach welcher die Thurmuhren sämmtlich regulirt zu werden pflegten, und sie wies nach, daß die elfte Stunde Nachts schon um dreiundvierzig Minuten überschritten war. Daran war freilich so wenig etwas Merkwürdiges, als daß man um so späte Zeit auf der Sternwarte noch munter war; aber daß man nicht arbeitete, sondern Damenbesuch hatte, konnte für nicht gewöhnlich gelten. Schon zu jeder Tageszeit würde Damenbesuch auf der Sternwarte auffallend sein, denn der alte Professor Dobecker, der dort hauste, war Junggeselle und schon seit Jahren dem geselligen Verkehr fast gänzlich entfremdet. Nicht der hundertste Mensch in der Stadt hatte ihn je zu Gesicht bekommen, und es war bekannt, daß er sich ungern stören ließ und daß am wenigsten die Neugierigen bei ihm Einlaß fanden, die seine Sternwarte wie eine Rarität besichtigen wollten.

Alle derartigen Gesuche hatte er stets so schroff mit der Bemerkung abgelehnt, bei ihm sei kein Guckkasten ausgestellt, daß man sie schon lange nicht mehr wiederholt hatte.

Nun hielt auf dem chaussirten Wege vor dem eisernen Gitter, das den terrassenartig aufsteigenden Garten der Sternwarte umfaßte, eine Equipage. Sie hielt schon eine Stunde dort trotz der kalten Winternacht. Der herrschaftliche Kutscher hatte die große Bärenmütze tief auf die Stirn gedrückt, den Pelzkragen um die Ohren geschlagen und die Pelzaufschläge der Aermel wie ein Muff vor sich zusammengesteckt. Seine Pferde stampften von Zeit zu Zeit ungeduldig den mit einer leichten Schneedecke belegten gefrorenen Boden. Es dauerte sehr lange; schon zum zweiten Mal hatte der Nachtwächter sein Revier abgegangen und seine Verwunderung darüber ausgesprochen, was die Damen oben zu thun hätten. Außer dem Kutscher und dem Nachtwächter konnte sich freilich Niemand darüber wundern, denn die Sternwarte lag ganz am Ende der Gartenstraße auf dem alten Stadtwall und selbst bei Tage war der Weg an derselben vorüber nur von Denen besucht, die eine Strecke weiter das

Thor verlassen wollten, um einen Gang in's Freie zu machen.

In dem obersten, mit einer beweglichen Kuppel eingedeckten und mit astronomischen Instrumenten aller Art bestellten Thurmzimmer brannte Licht. Auf dem einzigen Stuhle, der sich entdecken ließ — insofern Lehnsessel, als sich über Eck eine niedrige Holzvorrichtung bemerkbar machte, die man für eine Lehne halten konnte — saß eine ältliche Dame, möglichst tief in einen Ueberwurf von schwarzem Sammet eingekauert, der sich nach dem breiten Bisam-Besatz als Pelzmantel zu erkennen gab; der dichte Schleier war nach oben hin über den Hut geschlagen, aber das Kinn bis an den Mund hin in die Pelzhülle eingegraben, die den Hals schützte. Das runde gutmüthige Gesicht, dem ein Zug aristokratischer Zurückhaltung mehr angewöhnt als natürlich zu sein schien, konnte gewiß recht fein lächeln und bei lebhaftem Gespräch bis zu einem gewissen Grade beweglich werden; zur Zeit vermochte aller Zwang von Selbstbeherrschung nicht den Ausdruck von Schläfrigkeit und Langeweile zu verwischen, den die schweren Augenlider und der zum Gähnen geneigte Mund kennzeichneten. Die Frau Majorin nickte mitunter dem Herrn zu, der

zu ihr sprach, als ob sie ganz einverstanden sei, aber ihm selbst mochte es wohl schon längst sehr zweifelhaft geworden sein, ob sie auch nur einen Satz richtig aufnehme.

Dieser Herr, der ihr gegenüber stehend an einen Tisch lehnte und einen Sextanten in der Hand hielt, war der alte Professor Dobecker, ein kleines, vertrocknetes Männchen mit gekrümmten Rücken, schneeweißem, dünnen und um die hohe Stirn gehuschten Haar und scharfblickenden grauen Augen. Er gab sich augenscheinlich die größte Mühe, seinen Besuch zu unterhalten, indem er aus seiner Wissenschaft mittheilte, was sich etwa ohne besondere Vorkenntnisse begreifen ließ, aber der Erfolg schien, nach dem Gesicht der Majorin zu schließen, nur sehr dürftig. Um nur das Gespräch, wenn auch einseitig, in Gang zu halten, dehnte er seine Auseinandersetzungen in die Breite, aber auch so entstanden schon Pausen, die sich durch kein Hüsteln und Räuspern wollten ausfüllen lassen. Sollten diese Zwischenlaute etwa zugleich als Zeichen gelten, daß ein Aufbruch gerathen sei, so wurden sie jedenfalls nicht verstanden. Der alte Herr mußte immer wieder, so viel Pein es ihm augenscheinlich verursachte, neuen Stoff

hervorsuchen, um sich von Frau von Riedeln immer matter und verklärter annicken zu lassen.

Die Dame im schwarzen Sammetpelz hätte wahrscheinlich keiner Mahnung zum Aufbruch bedurft, wenn sie sich allein auf die Sternwarte verirrt gehabt hätte. Aber sie war mit einer Begleiterin gekommen, der sie in diesem Falle einige Rücksicht zu schulden glaubte. Ihre Tochter war seit einem Monat mit Dr. Drösing, Observator der Sternwarte, verlobt und die junge Braut hatte so dringlich den Wunsch ausgesprochen, sich einmal die Räume betrachten zu dürfen, in denen ihr Kuno so viele Stunden des Tages und der Nacht arbeitend zubrachte, daß die Mama sich wohl endlich bequemen mußte, ihre Begleitung in der ersten, sternhellen Nacht zuzusagen, zumal auch der Doktor angedeutet hatte, wie viel Vergnügen es ihm bereiten würde, die Damen in die Geheimnisse des Himmels einzuweihen, zu denen der Astronom den Schlüssel habe. Die Neugierde, in die sonst aller Welt verschlossene Einsiedelei des alten Dobecker einzudringen, von der man sich sehr wunderliche Vorstellungen machte, hatte den Ausschlag gegeben, und so war die Fahrt beschlossen. Der Professor war freilich von der Ankündigung dieses Besuches wenig

erbaut gewesen, aber auch wenn er Dr. Dröſing weniger hochgeſchätzt und nicht wie einen Sohn lieb gehabt hätte, würde er dem Obſervator der Stern=warte eine Ausnahme von der Regel haben nachlaſſen müſſen. Daß es ſeine Braut und Schwiegermutter waren, ſtimmten ihn gegen dieſe Störung natürlich noch viel milder, und zu ſeiner Ehre muß geſagt ſein, daß er ſogar dem jungen Freunde ſchmunzelnd ver=ſprach, einmal alle ſeine Liebenswürdigkeit zuſammen=zunehmen, um die Mama möglichſt angenehm eine Stunde zu beſchäftigen. Es lag ſicher nicht an ſeinem guten Willen, wenn ihm dies nur ſehr mangelhaft gelungen war.

Das junge Paar ließ ſich im Thurmzimmer gar nicht ſehen. Es ſtand außerhalb auf einem kleinen Balkon, zu dem von dort eine Thür führte, oder es lehnte vielmehr auf dem leichten Eiſengitter, das die ſchmale Platte einfaßte, Arm in Arm und ſchaute in die ſternfunkelnde Winternacht hinaus. In einer Ecke des Balkons ſtarrte recht geſpenſtig das lange Per=ſpektiv auf ſeinen drei Spinnbeinen gen Himmel; es war offenbar auf die Mondſichel gerichtet geweſen, die ruhig klar auf dem dunkelgraublauen Luftmeere ſchwamm und dem engen Geſichtsfelde längſt entrückt war.

Kuno, eine hohe, schlanke Gestalt, hatte das geliebte Mädchen umgefaßt und sein Gesicht möglichst dicht auf den blonden Lockenkopf niedergebeugt, den ein kleines, rundes Sammethütchen mit weißer Feder nur zum kleinsten Theil deckte. Die freie Hand hielt über dem Gitter die ihre, während sie den Ellenbogen auf den untergelegten Pelzmuff stützte. Es war ein trauliches Bild, recht wie geschaffen, Schnee und Eis und das schauerliche Halbdunkel der Nacht vergessen zu machen.

Sie schienen auch selbst nicht das Mindeste von der Kälte zu merken. Kuno hatte nicht einmal den Winterrock über der Brust zugeknöpft und Elma's Wangen glühten gewiß nicht von der scharfen Luft, die vom nahen Fluß her zum Wall hinauf zog. Es war das erste Mal seit ihrer Verlobung, daß es ihnen vergönnt war, so ganz mit sich allein zu sein, und die Situation auf dem kleinen Balkon — gleichsam zwischen Himmel und Erde — so wie die stille Nacht verstärkten noch den Eindruck des Fürstich'eins. Er hatte seiner kleinen Braut allerdings pflichtschuldigst die Berge und Schluchten und wundersamen Ringgebirge auf dem Mondrande, die Ringe und Monde des Saturn, auch verschiedene Doppelsterne durch das

Fernrohr gezeigt und sie die Auflösung eines mit bloßem Auge kaum sichtbaren Lichtnebels in eine zierliche Sternengruppe bewundern lassen; dann aber war es ihm ganz lieb gewesen, als sie erklärte, daß ihr Auge ermüdet sei, und sich auf das Gitter lehnte, um auf die bereiften Bäume unten und in die weite stille Schneelandschaft hinauszuschauen. Selbst die Mama und den alten Professor Dobecker hatten sie über das Vergnügen vergessen, einmal ganz mit sich zu sein.

„Es ist mir gar eigen zu Muth, Elma," nahm Kuno das Gespräch wieder auf, nachdem sie eine Weile geschwiegen und einander nur zärtlich die Hände gedrückt hatten, „an dieser Stelle, wo ich sonst nur sehr prosaische Beobachtungen zu machen gewohnt war, Hand in Hand mit Dir zu stehen und alle poetischen Liebeszauber auf mich wirken zu lassen. Ich möchte beinahe fürchten, daß sie mir für die Wissenschaft halb und verloren sei; denn wie werde ich diese Nacht vergessen können, so oft ich auf den Balkon hinaustrete?"

„Denke nur gar nicht daran, daß er zur Sternwarte gehört," erwiederte Elma, sich an ihn schmiegend; „ich will's auch nicht. Mir ist da innen ganz beklommen geworden unter allen den sonderbaren In-

strumenten, die mir durch Deine Erklärung nur noch unheimlicher wurden. Sie sind nichts als todtes Holz und Metall und Glas und doch haben sie die Fähigkeit, dem Menschen, der sie zu brauchen weiß, etwas zu erschließen, was er nach Gottes Willen, als er ihn schuf, nicht hat erschauen und ermessen sollen. Hier aber wird mir wieder wohl. Hier steh' ich wie auf dem Thurme einer Kirche nnd habe unter mir die nächtige Erde und über mir den lichten Himmel in aller seiner Pracht und Herrlichkeit. Ach! es ist so schön, mit seinen zwei Augen da hinauf zu schauen und das ganze weite riesenhohe und doch erreichbare blaue Gewölbe mit seinen unzähligen großen und kleinen Lichtfünkchen in einen Blick zu fassen, und dann wieder die Erde so fest und sicher darunter zu wissen. Sehe ich durch Dein Fernrohr, so ist's mir, als ob ich den Himmel zerreiße, und durch den Riß in eine unergründliche Ferne schaue. Es thut mir weh, Liebster, das schöne Bild so zu zerstücken."

„Und doch bringt gerade das Fernrohr uns den Himmel so viel näher," sagte er lächelnd.

„Wie das?" fragte sie aufmerkend.

„So viel mal es die Kraft hat, einen Gegenstand zu vergrößern, so viel mal nähert es denselben zugleich unserm Auge; denn der Sehkraft unseres Auges sind von der Natur keine Grenzen gesteckt innerhalb der Lichtgrenzen, aber die Welt ist zu weit, und vieles Entfernte erscheint durch die Entfernung zu klein, als daß es auf unsere Nerven Eindruck machen könnte. Bewaffne ich aber das Auge mit dem Fernrohr, so ist's, als ob ich selbst der Erde um viele Millionen Meilen entrückt wäre und den Sternen um so viel näher stände. Und da wird nun der Himmel erst recht licht; wo ich früher nur wenige Sonnen zu erkennen vermochte, da stehen sie nun dicht gereiht; wo ich kaum einen schwachen Nebel entdecken konnte, da öffnet sich mir eine ganz neue Sternenwelt; wo der Raum leer zu sein schien, da leuchtet jetzt ein Körper, dessen Lichtstrahlen eine uns unfaßliche Zahl von Jahren brauchen, um unsere Erde zu treffen. Ist das nicht eine wunderbare Errungenschaft?"

Elma antwortete nicht sogleich. Dann sagte sie leise: „Und doch! In meinem Sinne behalte ich wohl Recht. Wenn sich das Große mir vergrößert, entfernt es sich nicht dann auch von mir? Ich sehe jetzt hinauf und suche mir das kleinste und schwächste

Fünkchen und denke mir: da ist der letzte Zeuge der Weltherrlichkeit und drüber hinaus ist nur noch der Himmel. Nun aber schaue ich durch Dein Glas, und er ist der letzte nicht, es giebt noch viel, viel fernere dahinter; und Du sagst mir, Ihr hättet Instrumente, mit denen Ihr noch viel weiter in den Himmelsraum schauen und noch fernere Welten entdecken könntet. Wer will dann aber behaupten, daß Eure besten und schärfsten Fernröhre nicht noch übertroffen werden können? Und dann kommt gewiß einmal Einer und sagt: schaut hier hinein, da seht Ihr hinter den Sternnebeln wieder neue Milchstraßen! Und so hat's gar kein Ende."

„Freilich ist das möglich," bestätigte Kuno, „aber damit ist ja nur meine Behauptung um so mehr erwiesen."

„Und wo ist denn nun der Himmel?" fragte sie eifriger. „Wenn mir schon der Raum unendlich scheinen muß, in dem die Welt steht, wo soll ich mit meinen Gedanken dann den Himmel finden?"

„Was nennst Du denn den Himmel, Liebchen?" fragte er lächelnd zurück.

Sie wandte den Lockenkopf zur Seite und sah zu ihm auf, als müßte sie sich erst überzeugen, ob die

Frage ernst gemeint sei. „Was ich den Himmel nenne? Ja, was jeder Christ den Himmel nennt: die Wohnung Gottes, der die Welt erst erschaffen hat aus dem Nichts zu unserer Freude."

„Und warum soll die Welt selbst nicht die Wohnung Gottes sein — um es so menschlich auszudrücken?"

„Weil er über Allem ist und weil er von Ewigkeit war, ehe die Welt entstanden ist, und weil er in Ewigkeit bleiben wird, auch wenn sie vergangen ist."

„Er ist aber auch in Allem und mit Allem, und ich ahne doch nur etwas von seinem Geiste, weil er auch in mir ist."

„Ja, ja! Seine Liebe durchdringt Alles, weil Alles in ihm ist, weil er ein gütiger Vater, Lenker und Regierer ist; aber deshalb muß er selbst doch außer Allem sein. Wir sollen ja auch einmal zu ihm kommen."

Kuno schwieg. Sie nahm sein Schweigen für Widerspruch und fuhr fort: „Glaubst Du denn nicht daran? Wo ist der Himmel, der uns verheißen ist, wenn wir gut und rechtschaffen leben?"

„Trägst Du ihn nicht in Deiner Bruſt?“ rief er aus. „Wie kannſt Du daran zweifeln, wenn Du liebſt!“

Sie ließ ſich nicht irren. „Wer Gott im Herzen trägt,“ meinte ſie, „den läßt er freilich oft ſchon hier auf Erden Himmelsſeligkeit koſten. Aber es iſt doch nur ein Vorgeſchmack von dem, was uns im ewigen Leben erwartet, wenn der Geiſt frei iſt von allen Banden des irdiſchen Leibes und Gott unmittelbar ſchauen kann. An wie viel Sternen müſſen wir vorüber, bis wir ihn erreichen? Du haſt mir den Weg viel weiter gemacht.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich ſehe Dich da in Vorſtellungen befangen, liebes Herz,“ bemerkte er zögernd, „die allerdings in unſer aſtronomiſches Syſtem nicht hineinpaſſen wollen. Wir haben einen unendlichen Raum und in demſelben eine unendliche Zahl von Sonnen, die einander gegenſeitig im Gleichgewicht halten, und um eine dieſer Sonnen, vielleicht die kleinſte von allen, kreiſt ein Planet, den ſchon von einer der nächſten Sonnen aus ſelbſt das ſchärfſte Fernrohr ſeiner Winzigkeit wegen nicht auffinden könnte, und auf dieſem Körnchen Staub im Weltall bewegt ſich ein aus demſelben Staube geformtes Ge-

„So viel mal es die Kraft hat, einen Gegenstand zu vergrößern, so viel mal nähert es denselben zugleich unserm Auge; denn der Sehkraft unseres Auges sind von der Natur keine Grenzen gesteckt innerhalb der Lichtgrenzen, aber die Welt ist zu weit, und vieles Entfernte erscheint durch die Entfernung zu klein, als daß es auf unsere Nerven Eindruck machen könnte. Bewaffne ich aber das Auge mit dem Fernrohr, so ist's, als ob ich selbst der Erde um viele Millionen Meilen entrückt wäre und den Sternen um so viel näher stände. Und da wird nun der Himmel erst recht licht; wo ich früher nur wenige Sonnen zu erkennen vermochte, da stehen sie nun dicht gereiht; wo ich kaum einen schwachen Nebel entdecken konnte, da öffnet sich mir eine ganz neue Sternenwelt; wo der Raum leer zu sein schien, da leuchtet jetzt ein Körper, dessen Lichtstrahlen eine uns unfaßliche Zahl von Jahren brauchen, um unsere Erde zu treffen. Ist das nicht eine wunderbare Errungenschaft?"

Elma antwortete nicht sogleich. Dann sagte sie leise: „Und doch! In meinem Sinne behalte ich wohl Recht. Wenn sich das Große mir vergrößert, entfernt es sich nicht dann auch von mir? Ich sehe jetzt hinauf und suche mir das kleinste und schwächste

Fünkchen und denke mir: da ist der letzte Zeuge der Weltherrlichkeit und drüber hinaus ist nur noch der Himmel. Nun aber schaue ich durch Dein Glas, und er ist der letzte nicht, es giebt noch viel, viel fernere dahinter; und Du sagst mir, Ihr hättet Instrumente, mit denen Ihr noch viel weiter in den Himmelsraum schauen und noch fernere Welten entdecken könntet. Wer will dann aber behaupten, daß Eure besten und schärfsten Fernröhre nicht noch übertroffen werden können? Und dann kommt gewiß einmal Einer und sagt: schaut hier hinein, da seht Ihr hinter den Sternnebeln wieder neue Milchstraßen! Und so hat's gar kein Ende."

„Freilich ist das möglich," bestätigte Kuno, „aber damit ist ja nur meine Behauptung um so mehr erwiesen."

„Und wo ist denn nun der Himmel?" fragte sie eifriger. „Wenn mir schon der Raum unendlich scheinen muß, in dem die Welt steht, wo soll ich mit meinen Gedanken dann den Himmel finden?"

„Was nennst Du denn den Himmel, Liebchen?" fragte er lächelnd zurück.

Sie wandte den Lockenkopf zur Seite und sah zu ihm auf, als müßte sie sich erst überzeugen, ob die

Frage ernst gemeint sei. „Was ich den Himmel nenne? Ja, was jeder Christ den Himmel nennt: die Wohnung Gottes, der die Welt erst erschaffen hat aus dem Nichts zu unserer Freude."

„Und warum soll die Welt selbst nicht die Wohnung Gottes sein — um es so menschlich auszudrücken?"

„Weil er über Allem ist und weil er von Ewigkeit war, ehe die Welt entstanden ist, und weil er in Ewigkeit bleiben wird, auch wenn sie vergangen ist."

„Er ist aber auch in Allem und mit Allem, und ich ahne doch nur etwas von seinem Geiste, weil er auch in mir ist."

„Ja, ja! Seine Liebe durchdringt Alles, weil Alles in ihm ist, weil er ein gütiger Vater, Lenker und Regierer ist; aber deshalb muß er selbst doch außer Allem sein. Wir sollen ja auch einmal zu ihm kommen."

Kuno schwieg. Sie nahm sein Schweigen für Widerspruch und fuhr fort: „Glaubst Du denn nicht daran? Wo ist der Himmel, der uns verheißen ist, wenn wir gut und rechtschaffen leben?"

„Trägst Du ihn nicht in Deiner Brust?“ rief er aus. „Wie kannst Du daran zweifeln, wenn Du liebst!“

Sie ließ sich nicht irren. „Wer Gott im Herzen trägt,“ meinte sie, „den läßt er freilich oft schon hier auf Erden Himmelsseligkeit kosten. Aber es ist doch nur ein Vorgeschmack von dem, was uns im ewigen Leben erwartet, wenn der Geist frei ist von allen Banden des irdischen Leibes und Gott unmittelbar schauen kann. An wie viel Sternen müssen wir vorüber, bis wir ihn erreichen? Du hast mir den Weg viel weiter gemacht.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich sehe Dich da in Vorstellungen befangen, liebes Herz,“ bemerkte er zögernd, „die allerdings in unser astronomisches System nicht hineinpassen wollen. Wir haben einen unendlichen Raum und in demselben eine unendliche Zahl von Sonnen, die einander gegenseitig im Gleichgewicht halten, und um eine dieser Sonnen, vielleicht die kleinste von allen, kreist ein Planet, den schon von einer der nächsten Sonnen aus selbst das schärfste Fernrohr seiner Winzigkeit wegen nicht auffinden könnte, und auf diesem Körnchen Staub im Weltall bewegt sich ein aus demselben Staube geformtes Ge-

schöpf, das sich Mensch nennt. Sein Bewußtsein von sich selbst reicht keine sechstausend Jahre zurück. Sein Alter überhaupt mag das zehn- oder hundertfache dieser Zahl betragen, die kaum in Betracht kommt, wenn man nur die Zeit damit vergleicht, die vergangen sein mußte, bis die Erde fähig geworden war, ihm eine Wohnstätte zu bereiten. Und dieses wundersame Geschöpf bildet sich ein, daß alles Entstandene nur ihm zu Liebe entstanden sei, daß Millionen Sonnen im unendlichen Raum flammen, nur damit sein Auge daran ein Schauspiel habe. Unzufrieden mit der Erde, die doch die Bedingung seines ephemeren Daseins ist, und selbst unzufrieden mit der ihm innewohnenden geistigen Kraft, die ihm die Erkenntniß ewiger Gesetze sichert, meint er sich eine unsterbliche Seele zuschreiben zu müssen, die des Leibes entbehren kann, der freilich sichtbar genug abstirbt, und für diese unsterbliche Seele muß dann allerdings auch wieder ein Haus sein, das ihm doch nur wohnlich scheint, wenn der Leib mitgenommen werden könnte. Und nun giebt's zu phantasiren, wo dieses unfaßliche Himmelshaus aufgebaut sein möchte. Ganz richtig: die Wissenschaft benimmt ihm mehr und mehr den Raum; es muß immer tiefer

in's Unbekannte hinaus geschoben werden, und insofern kann ich Dir nicht bestreiten, daß der Weg dahin weiter wird. Aber es ist kein Verlust dabei. Je mehr wir an Einsicht gewinnen, desto näher kommen wir dem Höchsten, je weniger des Unerforschlichen in der Welt wird, um so mehr sind wir im Himmel zu Hause."

Kuno hatte sich vom Gegenstande fortreißen lassen und im Eifer nicht bemerkt, wie Elma erst mit Erstaunen seinen Worten folgte, dann scheu von ihm abrückte und zuletzt ihm ihre Hand entzog. Erst jetzt, da sie sich ganz aufrichtete, zur Seite trat und den Schleier über das mondbleiche Gesicht fallen ließ, das feucht von Thränen zu sein schien, wurde er aufmerksam. „Also doch — doch!" hörte er sie ganz leise und wehmüthig sagen. Er wollte sie in seine Arme schließen und küssen, aber sie litt es jetzt nicht. „Was ist mit Dir vorgegangen, Mädchen?" fragte er besorgt, — „sollte ich —?" — „Nichts — nichts —" unterbrach sie schnell, aber in einem Tone, der wenig Beruhigendes hatte. Er suchte sie zu halten. „Du hast mich vielleicht unrichtig verstanden, Elma —" Sie wandte sich zur Thüre. „Nein, ganz richtig!" — „Was

aber —?“ „Mich friert sehr — laß mich hinein — die Mutter wartet gewiß schon lange.“ — „Wenn Du denn so von hier scheiden willst — —“ Er trat vor und öffnete die Thür zum Thurmzimmer.

Der Professor athmete auf, als er Elma eintreten sah, und der Majorin bedeutete ihr Kommen erst recht eine Erlösung; sie stand denn auch sofort auf und beschäftigte sich mit ihren Handschuhen. „Nun, mein Fräulein,“ scherzte der alte Herr, „das war ja eine lange Lektion. Ein Mann soll freilich, wie ich mir denke, vor seiner Frau keine Geheimnisse haben, und so ist's gut, wenn er Sie zeitig in die seinigen einweiht.“ „Es ist noch die Frage, wie viel unsere Weisheit im Ehestande werth ist,“ antwortete der Doktor für sie, um ihre Verstimmung nicht merken zu lassen und doch anzudeuten, daß er den Grund derselben ahne. Die Damen verabschiedeten sich von Dobecker. Die Majorin mit einem zierlichen Dank für seine lehrreiche Unterhaltung, Elma mit einem etwas förmlichen Händedruck. „Mag er über dem Himmel, den Sie ihm bereiten, nicht zu sehr den Allerwelts=himmel vergessen, den wir noch lange nicht aus=gerechnet haben,“ gab der Alte ihr galant mit auf den Weg.

Dr. Dröfing begleitete die Damen zum Wagen, indem er ihnen den Arm bot. Elma ging ſchweigſam neben ihm her; die Mama meinte, ſie hätte ſich die Beſchäftigung eines Aſtronomen doch viel intereſſanter vorgeſtellt. Kuno fragte nicht einmal, weshalb? Elma's kühles Benehmen wurde ihm immer auffallender. Er ärgerte ſich im Stillen, daß er ſie nicht unter allen Umſtänden auf dem Balkon genöthigt hatte, ſich offen auszuſprechen. Nun drückte ſie ihm nur ganz flüchtig und kaum merklich die Hand, als er ſie in den Wagen hob. Er ſtand noch eine Weile am Gitter und ſah demſelben nach. „Was iſt das?“ murrte er vor ſich hin; „iſt ſie wirklich noch ſo ſehr Kind, ihren Kinderglauben für unantaſtbar zu halten? Wie dann weiter?“

Er kehrte nicht zur Sternwarte zurück, obgleich er ſich von Dobecker eigentlich noch gar nicht verabſchiedet hatte, ſondern ging gerade aus in die Stadt hinein ſeiner Wohnung zu. Er fühlte ſich recht verſtimmt, viel mehr, als die an ſich unbedeutende Veranlaſſung der Beachtung werth ſchien. Es war freilich das erſte Mal, daß eine kleine Mißhelligkeit den Liebenden den Abſchied verbittert hatte, und ſo etwas giebt zu denken. Wie war ein ſo plötzlicher

Umschlag bei dem lieben, herzensguten, sonst so gar nicht launigen Mädchen möglich? Es mußte da eine Stelle getroffen sein, die bei der geringsten unsanften Berührung heftig schmerzte. Warum auch diese unschuldigen Phantasiegebilde zerstören? sagte er sich ärgerlich — warum ihr einen Glauben antasten, der sie glücklich macht? — Aber warum sie nicht belehren? Was ist ein Glaube werth, der sich vor der Prüfung scheut? Und sollten nicht zwei Menschen, die einander für's Leben angehören wollen, sogar die heiligste Verpflichtung haben, einen Ausgleich ihrer Meinungen über Dinge zu suchen, die bei so nahem Verkehr auf die Dauer gar nicht umgangen werden konnten? Es hatte ihn, wie er sich gestehen mußte, längst schon gedrängt, sich einmal seinen Standpunkt zu wahren, und keine passendere Gelegenheit konnte sich dazu bieten, als der Besuch auf der Sternwarte. Sprach er doch nur etwas heftig heraus, was ihm schon lange auf der Lippe gelegen hatte und was doch früher oder später einmal gründlich erörtert werden mußte. Sie wird sich's bedenken, tröstete er sich, und unser Verhältniß wird dann ohne diesen leidigen Rückhalt viel freundschaftlicher und würdiger werden. Die

Frau eines Gelehrten darf nicht nur dem Herzen ihres Mannes nahe stehen.

So ganz einfach lag wirklich die Sache nicht. Seit langer Zeit hatte kein Stadtereigniß so viel Aufsehen erregt, als die Verlobung des Dr. Kuno Drösing mit Fräulein Elma von Riedeln, und zwar in sehr verschiedenen Gesellschaftskreisen, die sonst wenig in Berührung mit einander zu kommen pflegten und nun auf einmal zu ihrer eigenen Verwunderung denselben kritischen Casus zu debattiren hatten. Daß die Braut noch sehr jung, und der Bräutigam nahe an fünfzehn Jahre älter war, kam nur ganz beiläufig zur Sprache, da das bildschöne und reiche Mädchen ja doch schon früh der Gegenstand begehrlicher Wünsche werden mußte und ein Mann in den ersten Dreißigern nur gerade im richtigen Verlobungsalter stand. Auch daß der bürgerliche Gelehrte in eine adelige Familie aufgenommen wurde, erschien nur einzelnen Wenigen bedenklich, die von einem alten Vorurtheil nicht lassen konnten und dabei vergaßen, daß Frau von Riedeln selbst bürgerlicher Herkunft war. Aber daß gerade diese zwei Menschen einander auf ihrem Lebenswege treffen und festhalten würden, mußte allen. Denen sehr merkwürdig erscheinen, die sie näher kannten

Die Majorin von Riedeln war die Tochter eines sehr begüterten Fabrikanten in einer Industriegegend Deutschlands, die den Ruf größter Strenggläubigkeit hat; ihre ganze Dienerschaft bestand aus Personen, die sich bereits im elterlichen Hause durch Treue und gottseliges Wesen bewährt hatten, und rekrutirte sich beständig daraus; dem ältesten Sohne wurde, bis er zum Kadettenhause abging, ein Hauslehrer gehalten, der aus dem „rauhen Hause“ empfohlen war, und Elma erhielt ihren Unterricht von einer Dame aus der Schweiz, deren religiöse Zuverlässigkeit sich bereits in einem gräflichen Hause erprobt hatte, das allgemein als sehr fromm bekannt war. Später wurden nur mit größter Vorsicht Lehrer zugelassen und der Unterricht derselben sorgsam von der Gouvernante überwacht. Der orthodoxeste Geistliche in der Stadt, ein Zelot vom reinsten Schlage, wurde mit der Unterweisung in der Religion betraut und übernahm die Einsegnung; auch nach derselben blieb er im engsten Verkehr mit seinem „Beichtkinde“ und dessen Mutter und hatte in mancherlei häuslichen Angelegenheiten eine berathende, wohl auch entscheidende Stimme. Uebrigens läßt sich nicht behaupten, daß diese religiöse Richtung im Verkehr mit Fremden jemals auf-

dringlich vorgetreten wäre; die feine gesellschaftliche Bildung, die allen Familienangehörigen eigen war, hielt mit sicherem Takt von dergleichen Ausschreitungen fern. So lange der Major lebte, war sein Haus der Sammelort der feinen Gesellschaft gewesen, und man fühlte sich sehr behaglich in demselben. Nur beschränkte sich der Kreis der Gäste immer auf eine Genossenschaft, die sich auch ohnedies durch ungefähr gleiche Lebensanschauung und Gesinnung verbunden fühlte und eigentlich nur in sich gesellschaftlichen Verkehr unterhielt: Militairs, höhere Beamte der verschiedensten Berufszweige, Gutsbesitzer von Adel, die in der Stadt lebten, einige wenige Kaufleute und Rentiers, die eine Art von bürgerlicher Aristokratie bildeten. Gelehrte, Künstler und Leute von irgendwie freisinniger Richtung glaubten nicht gern gesehen zu sein, oder nichts für sich zu finden und schlossen sich selbst aus; daß der Major jene Kreise aufsuchte, erwartete Niemand. Die Sonderung war da und schien hier und dort ganz selbstverständlich. Bei Jedem der im Riedeln'schen Hause umging, schien es, ohne daß man ihn kannte, gewiß, daß er ein wohlhabender und gut situirter Mann oder von alter Familie sei, in der Politik zu den Konservativen oder ganz farblosen

zähle, in religiöser Beziehung keinen Anstoß gebe, gut esse und trinke und eine leichte Unterhaltung über die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens liebe. Ein Anderer machte dort keine Visite.

Wie groß auch die Veränderung der häuslichen Lebensweise sein mochte, nachdem der Major vor einigen Jahren im Kriege gefallen war, sie bezog sich nicht auf die Eigenschaften der Personen, die dabei in Frage kamen. Der Kreis, für den das Haus der Majorin von Riedeln einen Vereinigungspunkt bildete, verengte sich beträchtlich, aber seine Bestandtheile blieben dieselben, und es galt daher mit Recht für ein Ereigniß, als der Observator der Sternwarte, Dr. Drösing, dort seine Visitenkarte abgab und sich in die Gesellschaft einführte, zu der er bisher keinerlei Beziehung gesucht hatte. Er war ein junger Gelehrter von Ruf, bereits durch ein fachwissenschaftliches Buch gut empfohlen und in den Zirkeln der Professoren, aber auch in den Kaufmannshäusern, die auf den Verkehr mit der Gelehrten- und Künstlerwelt Werth legten, stets gern gesehen. Man kannte ihn als einen Oppositionsmann und Rationalisten, wußte, daß er keinerlei äußerliche Auszeichnung suchte, hatte ihn oft genug über die Vornehmthuerei der Militairs, über

das Mandarinen- und Bonzenthum im modernen Staat spotten gehört, und war nun nicht wenig verwundert gewesen, ihn zu jener Partei treten zu sehen, der er doch nur als ein Ueberläufer willkommen sein konnte. Es hatte an mancherlei Verdächtigungen nicht gefehlt, und auch, als die Verlobung mit Elma eine unerwartete Aufklärung gab, hörte das Kopfschütteln nicht so bald auf. Es schien doch immer unbegreiflich, wie sich sein Herz dahin habe „verirren" können, und die Eifrigsten waren sogar geneigt anzunehmen, daß am Ende gar nicht so sehr sein Herz bei dieser Wahl betheiligt gewesen sei, als die Berechnung, durch die Verbindung mit einer als sehr wohlhabend bekannten Familie und mit deren einflußreichen Freunden sein schnelles Fortkommen in der Welt zu sichern.

Darin täuschte man sich nun ganz und gar. Wirklich hatte die Liebe dem jungen Gelehrten diesen sonderbaren Streich gespielt, und sie war so zauberkräftig und überwältigend gewesen, daß er selbst über die Bedeutung seines Schrittes erst zur Besinnung kam, als ein Rückzug schon unmöglich war. Wie er Elma kennen gelernt, und für sie die erste Zuneigung gewonnen hatte, durfte er den früheren Freunden nicht einmal eingestehen, ohne belächelt zu werden. Der nächste Weg von seiner Wohnung nach der

Sternwarte führte ihn an der alten Schloßkirche vorüber. Da es für ihn zwischen Werktag und Sonntag keinen Unterschied gab, so versäumte er selten, an letzterem zur bestimmten Vormittagsstunde seine Arbeitsstelle aufzusuchen. Es war das um die Zeit, wann die frommen Leute zur Kirche zu gehen pflegten, und so begegnete er denn auch regelmäßig einer Schaar festlich geputzter Menschen, meistens aus dem Kleinbürger- und Handwerkerstande, die sich nach dem Portal des alten Bau's hin verdichtete. Er hatte ein sonderliches Vergnügen daran, diese Sonntagsgesichter zu betrachten, um seine physiognomischen Studien an ihnen zu vervollständigen; es kam ihm so vor, als ob sie alle eine gewisse Aehnlichkeit mit einander hätten, und die Aufgabe war nun, zu bestimmen, welchem constanten Zuge dieselbe angehöre.

Eines Sonntags nun, als er wieder seine Musterung anstellte, und dabei sehr lebhaft an das Bild von dem Hirten und der Heerde erinnert wurde, überraschte ihn plötzlich eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Ihm entgegen kam eine junge Dame, deren Schönheit auffallen mußte. Sie hatte mit beiden Händen ein Gesangbuch in schwarzem Sammteinbande und mit eingepreßtem goldenem Kreuz gefaßt und

vor die Brust gedrückt; den Kopf trug sie ein wenig gesenkt, so daß die langen blonden Locken zum Theil über die Schulter vorgefallen waren und das lieblichste Gesicht umfaßten, die Augen mit den langen Wimpern waren ruhig auf die Straße gerichtet und schienen absichtlich nichts Zerstreuendes bemerken zu wollen. Es lag so viel jugendliche Lebensfreudigkeit und doch so viel andächtiger Ernst in diesen Zügen, daß ihm die ganze Gestalt, als sie mit langsamen Schritten mehr vorüberschwebte als ging, wie verklärt vorkam. Es war sein erster Gedanke, daß er einmal ein altes Bild gesehen haben müßte, an das sie erinnerte, und die Täuschung wurde dadurch noch vollkommener, daß eine Dienerin in vorgerückten Jahren in altmodischer Strichhaube und Halskrause in derselben feierlichen Haltung folgte. Ganz gegen seine Gewohnheit blieb er stehen und sah dem Paare nach, bis es seinen Blicken im Portal der Kirche unter dem gothischen Spitzbogen verschwunden war.

Er würde vielleicht diese Begegnung vergessen haben, wenn es der Zufall nicht so gefügt hätte, daß sie sich am folgenden Sonntag fast genau auf derselben Stelle wiederholte. Nun mußte er schon am nächsten, als er seine Wohnung verließ, daran denken, ob er's

wohl wieder so glücklich treffen werde, und richtig! er täuschte sich nicht, nur daß er ein paar hundert Schritte weiter entgegenzugehen hatte. Am dann folgenden Sonntage verspätete er sich ein wenig, konnte sich aber nicht überwinden, seinen Weg fortzusetzen, sondern blieb stehen und wartete, ob die junge Dame vielleicht doch noch vorüberkommen werde. Sie kam nicht, und er ärgerte sich den ganzen Tag über seine Versäumniß. Daß er sich vornahm, künftig auf die Zeit besser zu achten, wird schon nicht mehr auffallen, und daß er dann lieber zu früh als zu spät ausging und öfters genöthigt war, in der Nähe des Portals einige Minuten, auch wohl eine Viertelstunde zu warten, ist sicher verzeihlich. Der Sonntag fing ihm an, eine Bedeutung zu erhalten, und die ganze Woche war ihm verstört, wenn er einmal ausnahmsweise die rechte Zeit verpaßt hatte. Ja, er fiel sogar auf den tröstlichen Gedanken, daß seine fromme Kirchengängerin doch auch wieder den Heimweg antreten müsse und daß dies wahrscheinlich gleichfalls immer um dieselbe Zeit geschehen werde, und unterbrach nun zu großer Verwunderung des Professors seine Arbeit auf der Sternwarte, um unter dem Vorwande, noch einen Geschäftsgang zu haben oder früh-

stücken zu wollen, den Platz vor der Schloßkirche aufzusuchen und sich am Portal zu postiren. Es gelang ihm fast immer, seinen Zweck zu erreichen. Einmal folgte er auch in einiger Entfernung und merkte sich das Haus, in das die junge Dame mit den blonden Locken und ihre altmodische Dienerin eintraten. Auf der spiegelblanken Messingplatte unter dem Glockenzuge standen die Worte: „Majorin von Riedeln“ eingravirt.

Ob er beachtet war? Lange Zeit mußte er daran zweifeln. Das Fräulein schien immer ganz Andacht, und die gesenkten Augen schauten nicht rechts, nicht links. Manchmal bildete er sich ein, daß die Wimpern ein wenig zitterten, oder das Gesangbuch fester an die Brust gedrückt wurde, aber seine eigene Erregung konnte ihn leicht täuschen. Das eine und andere Mal hätte er darauf schwören mögen, daß sie merklich seitab lenkten, um nicht zu nahe an ihm vorüberschreiten zu müssen, oder daß gar die Wangen sich höher rötheten, wenn ein Ausweichen nicht möglich war, und dann wurde er wieder um so verzagter, wenn beim nächsten Begegnen auch nicht das leiseste Zeichen des Verständnisses sichtbar wurde oder das ernste Gesicht wohl gar Mißbilligung zu erkennen gab. Er konnte sich

nicht verbergen, daß dieses Ablauern doch eigentlich recht unverschämt sei, aber wenn er sich dann auch in der Woche täglich das Versprechen wiederholte, von dieser Thorheit abzulassen, so fand ihn der Sonntag doch immer schwach. Es half nichts, daß er sich einen Narren schalt.

Als er eines Vormittags wieder den Heimgang der Beiden ablauschte, glaubte er hinter ihnen auf dem Steinpflaster einen glänzenden Gegenstand zu bemerken. Er trat zu und bückte sich danach. Es war ein kleines goldenes Kreuz an einem schmalen Seidenbande, dessen Schleife sich gelöst haben mochte. Daß es die junge Dame verloren haben könne, war eine sehr natürliche Ueberlegung; jedenfalls gebot die Pflicht, sie darüber zu befragen. Er eilte nach und grüßte.

Das Mädchen schien heftig zu erschrecken, und die Dienerin fixirte ihn mit einem feindseligen Blick. In der ersten Verwirrung — das Glück, endlich die holde Erscheinung ansprechen zu dürfen, hatte ihn überstürzt — konnte er nicht gleich die rechten Worte finden; aber das Kreuz in seiner Hand sprach für ihn. „Ach — das habe ich verloren — besten Dank, mein Herr —“ sagte sie höchlich erfreut, und zum ersten

Mal schlug sie nun die blauen Augen voll auf und ließ sie eine Secunde lang auf seinem Gesicht ruhen, das zu glühen anfing. Er vergaß ganz, den Hut wieder aufzusetzen trotz des stürmischen Herbstwetters. „Sieh da, Gottliebe," setzte sie hinzu, sich zu der alten Frau zurückwendend, „sieh da, wie unachtsam ich bin: — das Einsegnungsgeschenk des Vetters. Nochmals besten Dank!" Es bedeute ihm einen sehr glücklichen Zufall, bemerkte er, daß er es gefunden habe; und nun schlug sie wieder die Augen nieder und schien verlegen zu werden. Er wußte selbst nicht zu sagen, wie sie sich dann verabschiedet hatten; als er aber zu sich kam, waren die Beiden schon eine Strecke voraus, nur die Alte sah zurück, zog aber schnell wieder den Kopf in die Krause, als sie ihn noch auf derselben Stelle bemerkte, und dann schienen sie sich mit eiligeren Schritten zu entfernen.

Am andern Sonntag stand er abermals auf seinem Posten. Aber diesmal rollte eine Equipage vorüber, und der flüchtige Blick, der ihm in dieselbe gestattet war, gab ihm die Gewißheit, daß er heute vergeblich auf das gewohnte Begegnen warten werde. Im Wagen saß seine blondlockige Schöne neben einer älteren ganz schwarz gekleideten Dame, und die

wohl wieder so glücklich treffen werde, und richtig! er täuschte sich nicht, nur daß er ein paar hundert Schritte weiter entgegenzugehen hatte. Am dann folgenden Sonntage verspätete er sich ein wenig, konnte sich aber nicht überwinden, seinen Weg fortzusetzen, sondern blieb stehen und wartete, ob die junge Dame vielleicht doch noch vorüberkommen werde. Sie kam nicht, und er ärgerte sich den ganzen Tag über seine Versäumniß. Daß er sich vornahm, künftig auf die Zeit besser zu achten, wird schon nicht mehr auffallen, und daß er dann lieber zu früh als zu spät ausging und öfters genöthigt war, in der Nähe des Portals einige Minuten, auch wohl eine Viertelstunde zu warten, ist sicher verzeihlich. Der Sonntag fing ihm an, eine Bedeutung zu erhalten, und die ganze Woche war ihm verstört, wenn er einmal ausnahmsweise die rechte Zeit verpaßt hatte. Ja, er fiel sogar auf den tröstlichen Gedanken, daß seine fromme Kirchengängerin doch auch wieder den Heimweg antreten müsse und daß dies wahrscheinlich gleichfalls immer um dieselbe Zeit geschehen werde, und unterbrach nun zu großer Verwunderung des Professors seine Arbeit auf der Sternwarte, um unter dem Vorwande, noch einen Geschäftsgang zu haben oder früh-

stücken zu wollen, den Platz vor der Schloßkirche aufzusuchen und sich am Portal zu postiren. Es gelang ihm fast immer, seinen Zweck zu erreichen. Einmal folgte er auch in einiger Entfernung und merkte sich das Haus, in das die junge Dame mit den blonden Locken und ihre altmodische Dienerin eintraten. Auf der spiegelblanken Messingplatte unter dem Glockenzuge standen die Worte: „Majorin von Riedeln“ eingravirt.

Ob er beachtet war? Lange Zeit mußte er daran zweifeln. Das Fräulein schien immer ganz Andacht, und die gesenkten Augen schauten nicht rechts, nicht links. Manchmal bildete er sich ein, daß die Wimpern ein wenig zitterten, oder das Gesangbuch fester an die Brust gedrückt wurde, aber seine eigene Erregung konnte ihn leicht täuschen. Das eine und andere Mal hätte er darauf schwören mögen, daß sie merklich seitab lenkten, um nicht zu nahe an ihm vorüberschreiten zu müssen, oder daß gar die Wangen sich höher rötheten, wenn ein Ausweichen nicht möglich war, und dann wurde er wieder um so verzagter, wenn beim nächsten Begegnen auch nicht das leiseste Zeichen des Verständnisses sichtbar wurde oder das ernste Gesicht wohl gar Mißbilligung zu erkennen gab. Er konnte sich

nicht verbergen, daß dieses Ablauern doch eigentlich recht unverschämt sei, aber wenn er sich dann auch in der Woche täglich das Versprechen wiederholte, von dieser Thorheit abzulassen, so fand ihn der Sonntag doch immer schwach. Es half nichts, daß er sich einen Narren schalt.

Als er eines Vormittags wieder den Heimgang der Beiden ablauschte, glaubte er hinter ihnen auf dem Steinpflaster einen glänzenden Gegenstand zu bemerken. Er trat zu und bückte sich danach. Es war ein kleines goldenes Kreuz an einem schmalen Seidenbande, dessen Schleife sich gelöst haben mochte. Daß es die junge Dame verloren haben könne, war eine sehr natürliche Ueberlegung; jedenfalls gebot die Pflicht, sie darüber zu befragen. Er eilte nach und grüßte.

Das Mädchen schien heftig zu erschrecken, und die Dienerin fixirte ihn mit einem feindseligen Blick. In der ersten Verwirrung — das Glück, endlich die holde Erscheinung ansprechen zu dürfen, hatte ihn überstürzt — konnte er nicht gleich die rechten Worte finden; aber das Kreuz in seiner Hand sprach für ihn. „Ach — das habe ich verloren — besten Dank, mein Herr —“ sagte sie höchlich erfreut, und zum ersten

Mal schlug sie nun die blauen Augen voll auf und ließ sie eine Secunde lang auf seinem Gesicht ruhen, das zu glühen anfing. Er vergaß ganz, den Hut wieder aufzusetzen trotz des stürmischen Herbstwetters. „Sieh da, Gottliebe," setzte sie hinzu, sich zu der alten Frau zurückwendend, „sieh da, wie unachtsam ich bin: — das Einsegnungsgeschenk des Vetters. Nochmals besten Dank!" Es bedeute ihm einen sehr glücklichen Zufall, bemerkte er, daß er es gefunden habe; und nun schlug sie wieder die Augen nieder und schien verlegen zu werden. Er wußte selbst nicht zu sagen, wie sie sich dann verabschiedet hatten; als er aber zu sich kam, waren die Beiden schon eine Strecke voraus, nur die Alte sah zurück, zog aber schnell wieder den Kopf in die Krause, als sie ihn noch auf derselben Stelle bemerkte, und dann schienen sie sich mit eiligeren Schritten zu entfernen.

Am andern Sonntag stand er abermals auf seinem Posten. Aber diesmal rollte eine Equipage vorüber, und der flüchtige Blick, der ihm in dieselbe gestattet war, gab ihm die Gewißheit, daß er heute vergeblich auf das gewohnte Begegnen warten werde. Im Wagen saß seine blondlockige Schöne neben einer älteren ganz schwarz gekleideten Dame, und die

Dienerin nahm den Rückſitz ein. Er machte ſich Gedanken darüber. Traf es ſich ganz zufällig, daß diesmal eine Fahrt beliebt wurde? Oder wollte man einer befürchteten Zudringlichkeit vorbeugen? Acht Tage ſpäter ſchnaubten wieder die Braunen an ihm vorüber — nun war's ſicher, daß ſeine Sonntagsfreude geſtört ſein ſollte.

Was thun? Wie tief ſchon ſein Gemüth betheiligt ſei, merkte er erſt jetzt. Es war gar zu närriſch, daß er, um den ſich bisher ſo manche ſchöne und geiſtreiche Dame ſeiner ausgebreiteten Bekanntſchaft ohne nennenswerthen Erfolg bemüht hatte, nun wie ein junger Burſche von zwanzig Jahren ſich in einen blonden Lockenkopf und ein Paar blaue Augen vergafft haben und auf dem beſten Wege ſein ſollte, recht lamentabel ſein Unglück zu bejammern, daß ſich die Angebetete nicht mehr geduldig anſtarren laſſen wollte. Er verſuchte es mit Spott gegen ſich ſelbſt, der ja ſo billig war, aber es nützte wenig; das Bekenntniß war gar nicht abzuweiſen, daß es ſich um einen ſchweren Verluſt für ſein Herz handelte, wenn er darin die ſanften Züge auslöſchte, die ſich ſchon ſo tief eingegraben hatten. Und warum denn? Ließ ſich nicht in dieſer anziehenden Hülle eine ebenſo ſanfte

Seele vermuthen? War dieſe offenbar ungeheuchelte Frömmigkeit nicht ein redendes Zeugniß für große Milde und Schmiegſamkeit des Charakters? Konnte er hier nicht gefunden haben, was er ſo lange ſuchte: echte, unverdorbene Weiblichkeit? Wie hatten ſich ſchon die wenigen Worte, die er ſie ſprechen hörte, in ſein Ohr geſchmeichelt! Nein — es mußte Fügung einer höheren Macht ſein, daß ihm das geſchah. Nur ein Feigling konnte umkehren und ſich ſelbſt aufgeben. Es war ja auch unmöglich, bei dieſer Unruhe des Gemüths zu arbeiten — war doch ſelbſt dem Profeſſor Dobecker nicht entgangen, daß ſein unſtätes Weſen die Genauigkeit ſeiner aſtronomiſchen Beobachtungen nicht wenig beeinträchtigte. Ohne weiteres Bedenken, es mußte etwas gewagt werden!

Das Facit dieſer halb ermunternden, halb quälenden Selbſtbetrachtungen war, daß Dr. Kuno Dröſing ſich eines Vormittags in den feinſten Viſitenanzug warf und der Majorin von Riedeln vorſtellte. Elma war durch ſeinen Beſuch überraſcht, aber anſcheinend keineswegs unangenehm berührt. „Das iſt der Herr, Mama," ſagte ſie, „der mein kleines Kreuz gefunden hat, das ich ſo lieb habe und doch ſo ſorglos hütete —" und dann zu ihm gewendet mit kind-

lichster Naivetät: „Aber erklären Sie uns nur das Eine, Herr Doktor, warum Sie jeden Sonntag zu der Zeit, wenn der Gottesdienst beginnen soll, auf dem Platz vor der Schloßkirche stehen?“ — „Sollten Sie mich nicht auch öfters nach Schluß desselben ebenda bemerkt haben?“ fragte er ausweichend. Sie erröthete und senkte die Augen. „Wahrscheinlich besucht der Herr Doktor die Kirche eben so regelmäßig wie Du, mein Kind,“ bemerkte die Majorin ahnungslos, und er hütete sich, zu widersprechen, so wunderlich ihm auch eine solche Zumuthung bedünkte.

Bald darauf wurde er durch eine Einladung erfreut, und dann erschlossen sich ihm auch die offenen Theeabende. Die Gesellschaft, die er antraf, war freilich wenig nach seinem Geschmack, und was sie verhandelte, ohne jedes Interesse für ihn. Aber was kümmerte ihn in diesem Hause irgend ein Mensch außer Elma. Sie sehen — möglichst oft sehen — mit ihr plaudern, sie zu Tisch führen, ihr alle die kleinen Aufmerksamkeiten zuzuwenden, deren stummes Verständniß schon beglückt, das genügte vollkommen, ihn auf's Angenehmste zu unterhalten. Und dabei ergab sich durchaus kein Gegensatz der Meinungen und Empfindungen, der nicht bei leichtem Gespräch

hin und wieder gefällig ausgeglichen werden konnte. Elma war ihm allerdings etwas ganz Anderes, als was er bisher in den Kreisen seiner weiblichen Bekanntschaft angetroffen hatte; aber grade dieses ihm Fremde, mit nichts Bekanntem Vergleichliche, übte auf ihn seinen vollen Reiz und stumpfte zugleich sein Interesse für alles das ab, was ihm bisher interessant erschienen war. Hier war nichts Einstudirtes, nichts Uebertünchtes, nichts Unechtes — eine zarte Mädchennatur gab sich mit aller Ursprünglichkeit kindlichen Behagens an sich selbst und der Außenwelt. In diese junge Seele war kein Zweifel gekommen, keine ernstliche Sorge hatte dieses junge Herz belastet, sein schwerster Schmerz war der um den Verlust des Vaters gewesen, der doch den Heldentod auf dem Felde der Ehre gestorben war. Nichts Niedriges hatte sie berührt, und bei aller Behütung davor schien sie sich doch nicht einmal bewußt geworden zu sein, daß man sie hütete. In allen Schulwissenschaften war sie trefflich unterrichtet, aber es fehlte ihr gänzlich der Ehrgeiz, etwas zu wissen, oder gar etwas mehr zu wissen, als Andere, da sie sich nie mit Lerngenossen in Vergleich gestellt hatte. Was ihr mitgetheilt war, hatte sie als etwas Positives aufgenommen, an dem nichts zu

deuteln möglich, und die Dreieinigkeit Gottes war ihr nun so gewiß und undisputirbar, wie etwa das Einmaleins oder eine französische Vocabel. Dichterwerke hatte man ihr nur mit strengster Auswahl in die Hand gegeben; aber alles Reinste und Edelste, das die Poesie hervorgebracht, war ihr durch vielfaches Wiederholen tief in's Gemüth eingegangen; sie liebte die Bücher, die sie besaß, schwärmerisch, wie sie die Blumen liebte, die sie erzog, und die Kanarienvögel, die das Futter aus ihrer Hand nahmen. In den freien Künsten war sie gut vorgebildet: sie musizirte und sang mit zartester Empfindung, zeichnete und aquarellirte sehr sauber, modellirte sogar ein wenig und hatte so den ganzen Tag wechselnde und angenehm unterhaltende Beschäftigung, so daß sie zu Grübeleien keine Zeit behielt. Wenn nun der liebe Gast zum Besuch kam, war immer inzwischen soviel geschehen, daß der Stoff zu Mittheilungen kaum bewältigt werden konnte. Da waren Blumen erblüht und verblüht, da hatte Hänschen sich unvorsichtig mit den Füßen in den Maschen der Gardinen verfangen, so daß das kleine geängstigte Thierchen nur mit Mühe hatte gerettet werden können; da hatte Jolly, der kluge Seidenspitz, ein neues Kunststück gelernt und mußte sich produziren;

da war eine schwierige Sonate eingeübt, die dann viel über Musik zu reden gab, oder eine prächtige Rose auf Holz gemalt, das zu einem Albumdeckel bestimmt war. Kuno nahm an allen diesen Dingen den ernsthaftesten Antheil und wurde um so leichter der Vertraute des reizenden blonden Mädchens, das den grundgelehrten Observator der Sternwarte zu einem ganz simpeln, aber darum erst recht glückseligen Liebhaber umzuwandeln verstanden hatte, ohne selbst davon zu wissen.

So war denn auch „das erste Wort“ bei einer Gelegenheit gefallen, die für dieses harmlose Verhältniß sehr bezeichnend schien. Im Vorzimmer neben dem Salon saßen auf hohen Messingstäben zwei goldgrünschimmernde Papageien. Elma hatte ihre Freude an ihnen. Sie hatte sie sprechen gelehrt, und die klugen Thiere schienen sie zu verstehen, wenn sie mit ihnen plauderte und dabei mit sanfter Hand das glänzende Federkleid streichelte oder Zucker und andere Leckerbissen austheilte. So wohlgefällig sie sich dann beugten und neigten und in Zärtlichkeiten überboten, so zornig äußerten sie sich, wenn Dr. Kuno Drösing eintrat oder sich gar ihrem Standorte näherte. Sie krächzten seinen Namen, wetzten die krummen Schnäbel und

sträubten das Gefieder wie eine aufrechte Halskrause. Trat er in Begleitung von Elma heran, so wußten sie gar nicht, wie wunderlich sie sich geberden sollten, um Neigung gegen sie und Haß gegen ihren Begleiter zu gleicher Zeit auszudrücken. Das Mädchen war dann mit ihren Lieblingen sehr unzufrieden, aber kein Zureden und Streicheln half. „Was haben nur die wunderlichen Thiere gegen Sie?“ fragte sie, als sie ihn wieder einmal dorthin geführt hatte, während die kleine Gesellschaft sich im Salon am Theetische unterhielt. „Ich weiß es wohl“ — antwortete er, „aber ich weiß nicht, ob ich's verrathen darf, ohne die sehr verwöhnten Herrschaften noch mehr zu erzürnen.“ — „O, darauf dürfen Sie's ankommen lassen,“ meinte sie lachend, „ich habe die Beiden gar nicht mehr lieb, wenn sie so unartig sind.“ — „Und dann ist noch die Frage,“ rief er vorsichtig aus, „wie Sie selbst diese Enthüllung aufnehmen würden, mein bestes Fräulein?“ — „Darüber können Sie ganz unbesorgt sein — sprechen Sie nur; ich bin sehr neugierig.“ — „Nun denn — die Thiere sind eifersüchtig.“ — „Eifersüchtig —?“ Sie sah ihn mit einem verwundert fragenden Blick an und erröthete gleich darauf bis zur Stirn hinauf. „Ja eifersüchtig,“ wiederholte er, „brennend eifersüchtig.

Sehen Sie nur, wie wild sie werden, wenn ich Ihre Hand fasse, oder Ihren Arm streichle —" Sie ließ sich's, wenn schon etwas verschüchtert, gefallen. „Aber wie können Sie denn wissen —" sagte sie leise und verstummte plötzlich. „Sind doch schon die Menschen so egoistisch," antwortete er, nun ihre Hand festhaltend, „daß sie den, dem sie ihre Neigung schenken, am liebsten ganz allein für sich haben möchten — was soll man von Thieren erwarten, die nicht darauf dressirt sind, ihre Empfindungen zu verbergen?" Der Papagei, dem diese Entschuldigung zunächst galt, lief auf dem Querbalken wüthend hin und her, bearbeitete mit seinem krummen Schnabel das Metall, rasselte mit seiner Kette und versuchte den Fuß aus der Schlinge frei zu machen, während sein etwas entfernterer Leidensgenosse wie toll „Doktor Drösing — Doktor Drösing" gurgelte, als ob er die ganze Gesellschaft gegen den Räuber seines Glückes zur Hülfe rufen wollte. Es war sehr nöthig; denn der Doktor benutzte wirklich den Lärm, um dem blonden Mädchen etwas in's Ohr zu flüstern, das es noch von keinem Menschen vernommen hatte und das so wunderbar hell bis zum Herzen und tief hinein klang. Elma schüttelte leise die Locken über die Stirn,

um sich nicht ansehen zu lassen; als er sie aber recht eindringlich fragte, ob sie ihm denn nicht wenigstens so gut sein könne, wie ihren gefiederten Spielzeugen, nickte sie lebhaft und drückte seine Hand. „Ach, viel — viel mehr!“ sagte sie hastig und eilte fort.

Damit war's nun entschieden. Der erste, der davon erfuhr, war nicht die Mama, sondern Gottliebe, die alte Kinderfrau. Sie war sehr unzufrieden. „O, mein theuerstes Kind,“ rief sie ganz bestürzt, „ist es wirklich dahin gekommen? Das ist kein Mann für Sie, glauben Sie mir. Vor der Kirche hat er Ihnen aufgelauert an jedem Sonntag, aber in die Kirche hinein ist er nie mit seinem Fuß getreten — ich habe wohl aufgepaßt. Mein gutes, frommes Kind, hüten Sie sich, daß Sie die Liebe nicht dem Himmel abwendig mache!“ Dafür hatte Elma nun gar kein Verständniß. Noch nie hatte sie so innig den Himmel in ihrem Herzen gefühlt; und was konnte diese Seligkeit gemehrt haben, als die Liebe? „Du bist auch wie meine Papageien, Gottliebe,“ schmollte sie, „willst egoistisch ganz für Dich allein haben, was Du lieb hast und was Dich liebt. Ich weiß doch, woran ich bin.“ Die Alte wagte nicht weiter zu opponiren,

aber bekümmert und mit Thränen in den Augen sagte sie: „Gott mag es zum Besten wenden!“

Frau von Riedeln nahm Kuno's Antrag gelassener auf, als er selbst erwartet hatte. Sie war darauf gefaßt gewesen, daß früher oder später dieses Ereigniß eintreten werde, und sie hatte eigentlich schon im Voraus entschieden, indem sie dem Doktor den freiesten Umgang in ihrem Hause gestattete. Ihre Prüfung war strenge, aber sie berührte nur Eigenschaften, die sie nicht zu scheuen hatte. Gewisse Dinge schienen ihr so selbstverständlich, daß danach gar keine Frage sein könne: sie begriff garnicht, wie ein Mensch ohne religiöse Bethätigung zu existiren vermöge. Deshalb erhielt Dr. Dröfing auch ihre Zustimmung, ohne daß der Geistliche um Rath gefragt wurde; in die Herzensangelegenheit ihres geliebten einzigen Kindes sollte er sich nicht mischen.

So wurde denn die Verlobung erst im engsten Familienkreise, dann in großer Gesellschaft gefeiert. Es folgten glückliche Wochen. Elma's Blumen, Kanarienvögel und Papageien hatten immer mehr Recht, sich über Vernachlässigung zu beklagen. Dafür wuchs ihre zärtliche Neigung von Tage zu Tage; kaum konnte sie den Abend erwarten, der ihr den theuren

Mann zuführen sollte, und wenn er — stets viel zu frühe für ihre Wünsche und doch schon immer über die von Mama bewilligte Frist — ging, schien Alles mit ihm zu gehen, was ihr das Dasein lieb machte. Eine ganz neue Welt von Glückseligkeit war ihr in seinen Armen aufgegangen, und der wäre ihr Feind gewesen, der sie darin hätte stören wollen.

Es konnte bei diesem so viel intimeren Umgang nicht fehlen, daß Kuno in mancherlei Familienverhältnisse Einblick gewann, die sich ihm früher verborgen hatten, oder die von ihm über Wichtigerem nicht beachtet worden waren. Es kam ihm nun doch sonderbar vor, als er sich zum ersten Mal mit Frau von Riedeln und Elma allein zu Tisch begab und erst ein Gebet gesprochen wurde, ehe man sich's schmecken ließ. Jetzt erst fielen ihm die puritanischen Gesichter der Dienerschaft auf, jetzt erst betrat er die innersten Räume des Hauses und fand in dem Bilderschmuck derselben den religiösen Charakter ihrer Bewohner so stark ausgeprägt, daß er einen Augenblick stutzte. In Elma's Zimmer stand sogar ein kleines Betpult von geschnitztem Holze unter einem an der Wand befestigten und mit Epheu umwundenen Crucifix von Elfenbein, und das Sammetkissen auf der Fußbank vor demselben

zeigte die deutlichsten Zeichen, daß darauf oft eine fromme Beterin kniete. Dagegen war gewiß nichts einzuwenden, aber es berührte ihn doch wie etwas Fremdes, an das er sich nicht leicht gewöhnen könnte. Auch im Gespräch störte ihn nun manche Wendung, für die er ein Verständniß erst mühsam suchen mußte, und manche Anschauung, für die es beim besten Willen nicht zu finden war. Ganz ebenso überraschte andererseits oft genug recht augenscheinlich, was er sprach. Er mußte einsehen, daß, so nahe auch die Herzen einander stünden, doch ein weites Gebiet zwischen ihnen läge, das ihnen nicht gemeinsam zugänglich. Würde man immer, wie jetzt in den Wonnetagen der ersten Liebe davon absehen können, um den Frieden zu bewahren?

Elma übersetzte sich, so weit es ging, gern mit echt weiblicher Gefügigkeit, was ihr fremd klang, in ihre Denk- und Empfindungsweise. Manchmal aber gab's doch Anstoß, der recht fühlbar wurde. So am ersten Sonntag gleich, als sie mit Bestimmtheit erwartet hatte, daß er sie zur Kirche abholen würde. Sie hatte sich's als ein rechtes Fest gedacht, mit ihm zusammen Gott zu danken, daß er sie so gnädig zusammengeführt habe. Kuno ahnte nichts davon

und entschuldigte sich Nachmittag etwas täppisch mit sehr dringenden Geschäften auf der Sternwarte, als Elma sich über sein Ausbleiben beklagte. Am nächsten Sonnabend erinnerte sie schon an den Feiertag, und Frau von Riedeln forderte sein früheres Scheiden, da man gewohnt sei, sich auf denselben in aller Stille vorzubereiten. „Geh' auch diesmal allein," bat er in einiger Verlegenheit, wie er sich ausreden solle; „ich bin zerstreut in Deiner Nähe, liebes Herz, und auch Du wirst nicht andächtig sein können, wenn Du mich neben Dir weißt. Es ist uns noch zu neu." Das war ein Grund, den sie gelten lassen mußte, aber es kränkte sie doch im Innersten, daß er ihn vorbrachte; mit ihm aus einem Gesangbuch zu singen, wäre ihr doch eine große Herzensfreude gewesen. Für den dritten Sonntag versprach er seine Begleitung. Als aber der Morgen herankam und er recht zu überdenken anfing, was er eigentlich versprochen hatte, wurde es ihm von Minute zu Minute gewisser, daß er unmöglich Wort halten könne. Nicht aus Widerwillen gegen die religiöse Feier, die ihm im Grunde nur gleichgültig war — aber wenn man ihn zur Kirche gehen sehe, und noch dazu zur Predigt des orthodoxesten Geistlichen der Stadt, was sollten seine

Freunde und Kollegen von ihm denken? Daß er ein gefügiges Rohr in der Hand eines hübschen und reichen Mädchens sei, dessen Neigung ihm weit über seine Ueberzeugungen gehe, daß er sich zur Heuchelei verstehe, um der frommen Sippe zu gefallen, daß er alle Selbstachtung verloren habe. Und nun neben Elma dort zu sitzen und zu wissen, daß ihre Gedanken und die seinen himmelweit auseinandergingen, während sie sich mit ihm Eins glaubte in ihrem Gott — unerträglich! Lieber eine kleine Nothlüge — Unwohlsein, Kopfschmerzen. Und einer Lüge bedurfte es nicht einmal: er fühlte sich wirklich nicht ganz wohl. Ein zierliches Briefchen bat mit einigen herzlichen Worten um Verzeihung, wenn er auch diesmal fehle. Nach der Kirche kam die alte Gottliebe sich im Auftrage ihres Fräuleins erkundigen, wie es dem Kranken gehe. Sie konnte die tröstliche Nachricht zurückbringen, daß der Kopf hoffentlich bis zum Abend wieder ganz frei sein werde.

So ging's aber unmöglich weiter. Nach sechs Wochentagen mußte wieder ein Sonntag folgen, und was dann vorschützen? Elma sprach schon vom heiligen Abendmahl und daß man dabei auf seine Begleitung bestimmt rechne. Er hielt es für gerathen,

bei Zeiten feste Stellung zu nehmen, um prinzipiell unerfüllbaren Anforderungen begegnen zu können. Die ganze Wahrheit freilich durfte er nicht enthüllen — man würde sich mit Schrecken von ihm abgewandt haben. Aber eine zartverblümte Opposition gegen die streng orthodoxe Richtung gerade jenes Geistlichen, zu dem Elma ihn führen wollte, schien gewagt werden zu können. Er wolle Niemand in seinem Glauben stören, versicherte er, aber er beanspruche auch für sich das echt protestantische Recht der Forschung. Es sei ja bekannt, daß der Konsistorialrath und Schloßprediger selbst vielen konservativ Kirchlichen viel zu weit gehe. Eine Konzession machte er scheinbar insofern, als er sich gern erbot, Elma in die Johanniskirche zu begleiten — scheinbar! Denn er wußte sehr gut im Voraus, daß sie dieses Anerbieten auf keinen Fall annehmen werde, da der dortige Geistliche, übrigens ein älterer Schulfreund und Universitätsgenosse, als besonders freisinnig und als der entschiedenste Gegner des Schloßpredigers bekannt war.

Seitdem nun verkehrten beide Theile mit einander gleichsam unter geheimem Vorbehalten. Elma hoffte nach und nach den Geliebten dem, was sie für den wahren und allein beseligenden — wenn auch

nicht allein seligmachenden — Glauben hielt, zu gewinnen; Kuno war zu der Annahme geneigt, daß es ihm allmälig schon gelingen werde, erst in beiläufigen Gesprächen, dann bei wachsendem Einfluß auf Geist und Gemüth auch direkt aufgeklärtere Vorstellungen zu verbreiten, das Dunkel zu lichten und die Geliebte zu sich hinüberzuziehen. Peinlich war's allerdings, das man sich nicht offen aussprechen konnte; aber wie viel haben sich nicht junge Brautleute sonst zu sagen, und wie gern verhandeln sie ganz ohne Worte!

Vielleicht wäre man so mit einander eine Weile noch ganz gut fertig geworden, wenn nicht der Besuch auf der Sternwarte den künstlich bewahrten Frieden gestört hätte. Die Veranlassung legte es Beiden zu nahe, sich in der Richtung ihrer Ueberzeugung zu äußern, als daß sie sich hätten beherrschen können. Ein Wort gab das andere, und als sie schieden, war schon kein Zweifel mehr, daß ihnen der Kampf nicht erspart bleiben könne. —

Die Heimsuchung Dobeckers hatte an einem Freitag Abend stattgefunden. Am Sonntag pflegte Dr. Drösing die Nachmittagsstunden bei seiner Braut zuzubringen, da die Majorin gewohnt war, sich nach Sonnenuntergang auf ihr Zimmer zurückzuziehen.

Diesmal kam er zu des Professors Ueberraschung nach der Sternwarte. Er hatte von Frau von Riedeln erfahren, daß Elma sich unpäßlich fühle und heute ihr Stübchen gar nicht verlassen habe. „Wahrscheinlich die Folgen der gestrigen Nachtschwärmerei," hatte sie lächelnd hinzugefügt, „das arme Kind ist recht erkältet." Erkältet —! Das hatte für ihn einen Doppelsinn.

Am Sonntag sprach er nach der Kirche an. Es hieß, Elma sei noch nicht zurückgekehrt; sie habe noch dem Konsistorialrath einen Besuch abstatten wollen. Nachdem er eine halbe Stunde vergeblich auf sie gewartet, entfernte er sich verstimmt, ohne die Einladung zum Essen anzunehmen. Als er sich Nachmittag meldete, mußte er wieder hören, daß Elma nach der Kirche gegangen sei. Der Majorin selbst schien das auffällig. „Ich weiß nicht, was das Kind hat," sagte sie, „es ist seit gestern wie umgewandelt. Alle Fröhlichkeit ist hin, und ich merke, daß sie viel weint. Kaum war sie zu vermögen, einen Löffel Suppe zu sich zu nehmen. Der Gang nach der Sternwarte scheint ihr gar schlecht bekommen zu sein." Das sagte sie nun recht ernst und mit einem forschenden Blick auf den Doktor, als ob er sie aufklären sollte.

Zu einer Auseinandersetzung drängte es denselben um so weniger, als ein junger Mann zugegen war, der ihm als ein Kandidat Lebrecht Wittstock, Neffe der Majorin, vorgestellt wurde. Vor seiner Abreise nach Hinterindien, wo er als Missionär thätig sein wolle, komme er, sich von seinen Verwandten zu verabschieden, die er vielleicht nie wieder sehen werde. Der Vetter mißfiel ihm auf den ersten Blick. Er war ein langer, spindeldürrer Mensch, trug einen bis auf das Knie reichenden schwarzen Tuchrock mit einer Reihe kleiner Knöpfe und einem Stehkragen, wie ihn sonst nur katholische Geistliche zu tragen pflegen, eine weiße Kravatte und über der Mitte der Stirn gescheiteltes, glatt über die Ohren gestrichenes Haar.

Er sprach langsam und salbungsvoll, wie von der Kanzel herab, und gestikulirte ganz sonderlich mit den grauen wässerigen Augen. Sollte das der Cousin sein, überlegte Drösing, der Elma das kleine goldene Kreuz geschenkt hat, das in unserer Liebesgeschichte eine Rolle spielt? Es war ihm interessant, darüber Gewißheit zu erhalten. „Sie haben mir unwissentlich schon einen großen Dienst geleistet, Herr Kandidat," warf er hin. — „Wie das?" — „Ich irre wohl nicht, daß das goldene Kreuzchen, das Elma trägt,

ein Angebinde von Ihnen ist?“ — „Sie irren nicht.“ — „Nun denn: hätten Sie ihr das kleine Kreuz nicht geschenkt, so hätte sie es nicht verlieren können; hätte sie es nicht verloren, so hätte ich es nicht finden können; hätte ich es nicht gefunden, so wartete ich vielleicht noch immer auf eine Gelegenheit, sie anzusprechen.“ Lebrecht Wittstock verzog den Mund zu einer Grimasse, die ein Lächeln bedeuten konnte, und senkte die Augenlider. „Gebe Gott,“ schnarrte er, „daß das Kreuz, wie es Sie durch seine Fügung zusammengeführt hat, auch allezeit Ihrem gemeinsamen Lebenswege voranleuchte. Auch hier gilt das Wort: in diesem Zeichen werdet ihr siegen!“ Dr. Drösing hielt nicht für nöthig, darauf zu antworten. Wenn er sich aber erinnerte, mit welchem Enthusiasmus Elma mitunter von diesem Vetter gesprochen, so überkam ihn etwas wie ein Bedauern über den Geschmack seiner Braut. Ein Glück, daß er nach Hinterindien abreist, dachte er.

Der Tag war ihm verdorben. Nach dem, was vorgegangen war, in dieser Gesellschaft mit Elma zusammenzutreffen, erschien ihm eine unleidliche Vorstellung. Es hatte auch seine Empfindlichkeit gereizt, daß sie so wenig Rücksicht auf ihn nahm und nun

schon wiederholt zu Zeiten von Hause abwesend war, wo sie ihn erwarten mußte. Er fand es nur in der Ordnung, sie seine Unzufriedenheit darüber merken zu lassen, und er hoffte, verstanden zu werden, wenn er sich für den Abend anderweit versagt erklärte. Die Majorin stutzte. Das könne doch sein Ernst nicht sein — am Sonntag —? Er meinte, seine Absage noch verschärfen zu müssen. Ein Freund habe ihn um seine Begleitung nach dem Theater gebeten, entschuldigte er; es werde ein Stück gegeben, das sie aus besonderen Gründen interesse. — In's Theater — am Sonntag —? Frau von Riedeln konnte vor Verwunderung kein Wort herausbringen. Man verabschiedete sich sehr kühl.

Dr. Dröfing ging nicht in's Theater — er kümmerte sich nicht einmal darum, ob ein Schauspiel oder eine Oper gegeben werde — aber in's Riedeln'sche Haus ging er eben so wenig, so schwer es ihm wurde, sich Wort zu halten. Seit Monaten hatte er nicht so abscheulich langweilige Stunden zugebracht. Die Lampe mochte er gar nicht anzünden; selbst der Mond schien ihm zu hell in's Zimmer, und er trat bei seinem Auf- und Abmarschiren jedesmal recht ärgerlich in die lichten Vierecke hinein, die er auf dem

Fußboden abzeichnete. Je weniger Bestimmtes er über Elma's Gemüthszustand wußte, um so mehr Spielraum hatten seine grämlichen Gedanken, sich Schattenbilder an die Wand zu malen, das eine immer schwärzer als das andere. Sie selbst wurde aus einem Lichtengel ihm ein Kind der Finsterniß, das seine freie Seele in die Irrnisse eines blinden Kirchenglaubens zu verstricken trachte. Aber es solle nicht gelingen, ihn der Wissenschaft abtrünnig zu machen; nun erst recht müsse er ihre Fahne hochhalten und beweisen, daß er ihr Vorkämpfer bleibe, in welchen Banden auch sein Herz sich winde. Aber nein! rief er unwillig, solcher Zwiespalt ist auf die Dauer unerträglich. Schönheit — Liebreiz — Sittsamkeit — Frömmigkeit und Güte — jeder Schmuck der Natur, alle Tugenden des reinsten Herzens, was sind sie bei solcher Befangenheit des Geistes, der sich selbst verdammt! Wenn ich mein Denken und Empfinden theilen muß, wie kann ich mit ganzer Hingebung lieben? Wenn das Höchste, das meine Einsicht erreicht, gegen den Glauben anstößt, der kein Einsehen haben will, der sich für desto stärker hält, je kräftiger er jeden Angriff der Vernunft zurückweist — wie ist da eine Gemeinsamkeit aller Lebensbeziehungen denk-

bar? Es giebt nur ein Bindemittel, das der Zeit trotzt: gleiche Bildung! Nur die im Geiste eins sind, können einander Treue bis an's Ende bewahren. Und darum kein Rückhalt weiter — volle Aufrichtigkeit! Elma muß wissen, wer ich bin, und dann — mag sie entscheiden zwischen dem himmlischen und irdischen Bräutigam!

Das klang sehr resolut, aber er war wenig muthig dabei. Seine Gründe, so oft er sie auch überrechnete, schienen ihm so gut, als Gründe sein können; aber schon während er sie aufzählte, sprach etwas in seinem Innern dagegen und hinderte ihn, sie für baare Münze zu nehmen. Wenigstens war vorläufig ein Abschluß erreicht, über den alles weitere Grübeln nicht hinauskam. Er steckte die Lampe an und trat mit derselben vor das hohe Büchergestell, sich etwas zur Lektüre auszusuchen, um doch Beschäftigung zu haben. Rasch fuhr er mit dem Licht an den langen Zeilen oben und unten hin; es schien nichts seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Endlich griff er nach einem Bande, der zufällig verkehrt eingestellt war. Er enthielt den Parcival von Wolfram von Eschenbach mit der Widmung jenes Universitätsfreundes, der nun Prediger an der Johanneskirche war und in dessen

Gesellschaft er einmal das merkwürdige, ihm sehr liebe Gedicht studirt hatte. Nun waren Jahre darüber vergangen, ohne daß er auch nur das Buch geöffnet. Er blätterte anfangs darin, dann fesselte ihn eine Stelle, und er las nun weiter bis in die Nacht hinein.

Am nächsten Tage arbeitete er auf der Sternwarte so fleißig, daß Dobecker ihn erinnern mußte, nicht die Uhr zu vergessen, die schon über die Stunde hinaus zeigte, in der er sonst zu seiner Braut zu eilen pflegte. Die Wahrheit zu sagen: er wußte es so gut, wie der Professor, aber das Gewissen rührte sich wegen der gestrigen Flucht. Es war doch recht kindisch mit dem reizenden Geschöpf zu schmollen; mag sie doch an den Teufel glauben, wenn sie Dich nur liebt. Und nun statt warmer Küsse frostige Erörterungen — hu!

Die Papageien kündeten ihn mit einem grimmigen: „Doktor Dröfing — Doktor Dröfing —" an. Er durcheilte das Zimmer und traf auf der Schwelle mit Elma zusammen, die ihm vom Salon her entgegenkam und mit ausgebreiteten Armen an die Brust sank. Sie war allein und hatte ihn gewiß ungeduldig erwartet, denn auf ihrem Gesicht zeigten sich die

unverkennlichen Spuren jener Abspannung, die das Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht erregt. Er drückte sie fest an sich und streichelte ihre Locken, ohne ein Wort zu sprechen; es war ihm zu Muth, wie bei einem Wiedersehn nach langer Trennung. „Ich meinte schon, Du wolltest gar nicht mehr kommen," begann sie nach einer Weile. „Kannst Du mir ernstlich böse gewesen sein?" — „Ich — Dir —?" fragte er verwirrt zurück; „ich glaubte, Du —"

Elma richtete sich auf, faßte seine Hand und führte ihn in den Salon. „Ich habe die Mutter gebeten, uns heute eine Stunde allein zu lassen," sagte sie mild. „Was wir mit einander zu sprechen haben, meinte ich, bliebe am besten unter uns. Vetter Lebrecht ist im Missionsverein."

„Ich wünschte, wir hätten nichts mit einander zu sprechen," bemerkte Kuno leise und unsicher.

„Du wünschtest, wir wären einig, interpretirte sie, „dann freilich —"

Er legte den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich. „Sind wir's denn nicht?" fragte er schmeichelnd. „Sind wir's nicht in dem einzig Wichtigen: daß wir uns lieben und halten und tragen wollen für's ganze Leben?! Du mein und ich Dein —

giebt's etwas darüber hinaus?" Er hatte alle seine klugen Bedenken vergessen.

Elma drückte seine Hand, entzog sich ihm aber zugleich sanft und ließ sich auf den Rollstuhl neben dem Kamin nieder. Es stand gegenüber noch ein zweiter solcher Stuhl; Kuno zog ihn so nahe als möglich heran und setzte sich. Ihre Hand hielt er fest.

„Es ist doch gut, wenn wir uns aussprechen," begann das Mädchen wieder, mit den klaren Augen recht tief in ihn hineinsehend. „Wenn Zwei einander so gewiß sind, sollten sie nichts zu verschweigen haben, und wenn sie etwas schweigend überwinden müssen, sind sie einander nicht gewiß. Ich war vorgestern beim Abschiede unfreundlich gegen Dich — das war nicht recht. Es hatte mich gekränkt, daß Du sprachst wie die Gottlosen, die vom Himmel nichts wissen wollen. Und dann hat es Dich verdrossen, daß ich zweimal nicht zu Hause war, als Du kamst, und deshalb hast Du mir einen traurigen Abend gemacht — gewiß auch Dir, denn daß Du in's Theater gegangen bist, glaube ich nicht. Warum ich aber Vor- und Nachmittag zur Kirche ging, weiß ich wohl. Ich fühlte mich schwach und zaghaft, und wollte mir

wieder rechten Muth holen, mit Dir zu sprechen und von Dir zu hören, was mir nicht gefallen würde, und doch nicht nachzulassen in Liebe. Ich glaube, daß ich nun ganz ruhig bin, und ich bitte Dich herzlich, mir die Wahrheit nicht vorzuenthalten, auch wenn sie mich bekümmern müßte. Vielleicht war's nur ein Mißverständniß, was unsere Gedanken entzweite, und wenn nicht — so können sie sich doch nur zusammen finden, indem sie einen Ausgleich versuchen. Bleiben sie so feindlich gegen einander stehen, so müssen auch die Herzen darunter leiden, und wohin wir dann kommen müssen, will ich gar nicht ausdenken."

Kuno mußte ihr innerlich Recht geben. Sie war zu demselben Resultat gelangt, wie er selbst, und sie sagte nur mit andern Worten, was er sich in seiner Weise klar gelegt hatte. Aber grade deshalb wuchs seine Besorgniß, daß ein Ausgleich nicht möglich sein würde, daß die Wahrheit sie nur noch weiter entfernen und entfremden müßte. Diese Erkenntniß that ihm in diesem Augenblick sehr wehe, wo er ihre warme Hand in der seinen fühlte und ihr am liebsten um den Hals gefallen wäre und ihr mit tausend Küssen bewiesen hätte, wie lieb er sie habe. „Wir müssen nur nicht erwarten," sagte er ausweichend, „in

einer Stunde mit Dingen fertig zu werden, an denen Jahrtausende sich müde gekämpft haben. Hätte ich Deine Erziehung genossen, ich empfände vielleich wie Du, und hättest Du meine Studien getrieben, so würdest Du mich verstehen. Ich will Dich mein Wissen lehren, und Du sollst mir dann vorschreiben, was ich zu glauben habe."

„Ich würde sehr unglücklich sein," antwortete sie ernst, „wenn Dein Wissen mit meinem Glauben nicht bestehen könnte. Aber ich hoffe es noch. Denn wenn mein Glaube Wahrheit ist, so muß er auch Wahrheit bleiben gegen alle menschliche Erfahrung. Du mußt Dich nur nicht gegen ihn verschließen. Sage mir: willst Du auf weitere Fragen antworten, wie Du es vor Deinem Gewissen vertreten kannst? Wenn Du wüßtest, wie ich mich ängstige Deinetwegen —"

„Laß hören," entschied er auf unerfreuliche Erörterungen gefaßt.

„Ich habe Dich gebeten, Kuno, mich zur Kirche zu begleiten, Du hast immer Abhaltungen gehabt und mir's zuletzt gradezu abgeschlagen. Gestehe nur, daß Du überhaupt nicht zur Kirche gehst, schon lange nicht mehr zur Kirche gegangen bist. Ist's nicht so?"

„Du hast Recht," bestätigte er, „bei meiner Einsegnung war ich zum letzten Mal in der Kirche."

„Bei Deiner Einsegnung —!" Sie schrak sichtlich zusammen. „Und warum da zum letzten Mal?" fragte sie ruhiger.

„Weil man mich damals zwang, etwas feierlich zu bekennen, woran ich nicht glauben konnte."

„Man zwang Dich?"

„Ja! Ich hatte ein Glaubensbekenntniß ausgearbeitet, das meine aufrichtigen Konzessionen enthielt, und erbot mich, es am Altar zu sprechen — jetzt würde ich es kaum unterschreiben. Aber der Pfarrer litt es nicht, er verlangte glattweg die drei Artikel und ging, als ich mich weigerte, an meinen Vater. Mein Vater war Staatsbeamter; er wünschte durch seinen Sohn kein Aergerniß zu geben und bat mich, die Bekenntnißformel zu sprechen, bei der man sich ja denken könne, was man wolle. Die Kirche war mir seitdem verleidet, und — ich muß es gestehen — die Religion mit. Später studirte ich Mathematik und Astronomie. Diese Wissenschaften lassen nichts gelten, was nicht bis auf das unterste Fundament hin sicher steht. Es war natürlich, daß ich dieselbe Methode der Forschung auch auf religiösem Gebiet zur Anwen-

dung brachte, und sie bewirkte, daß ich hier um so mehr Boden verlor, als ich dort gewonnen. Kannst Du das einsehen, Elma?“

Das vermochte sie nicht. „Du thatest Unrecht,“ sagte sie verweisend, „an Gottes Wort zu zweifeln und ihm nachzurechnen mit Zahlen und Buchstaben, die nur unserm Verstande etwas bedeuten.“

Nun gab es einen eifrigen Disput über Verstand und Offenbarung und über die Quellen aller menschlichen Erkenntniß, und über das Buch der Bücher, dem Kuno meinte mancherlei Irrthümer nachweisen zu können, und über die vereinbarten Glaubensformeln, die nicht einmal in der Bibel ihren unzweifelhalten Grund hätten und vor der Wissenschaft nun schon gar nicht bestehen könnten, selbst nicht einmal vor der geläuterten theologischen. —

Elma hatte die Hände in den Schooß gefaltet und die Augen darauf gesenkt. Ihre gespannten Gesichtszüge sprachen das Leiden aus, das sie empfand, den Geliebten so schonungslos angreifen zu hören, was sie für heilig und unantastbar geachtet hatte. Und doch mußte sie sich bekennen, daß er nicht leichtfertig verwarf, und daß er auch bei ihr Zweifel anregte, die sie vorher für unmöglich gehalten hätte.

War er ihr nicht aber deshalb um so gefährlicher? Sie wagte gar nicht, zu ihm aufzusehen. „Ich bin in der Naturlehre unterrichtet," bemerkte sie, „aber es ist mir bisher nicht einmal in den Sinn gekommen, daß diese Dinge mit ihr nicht bestehen könnten, und sie nicht mit ihnen."

„So wenig das Kind an dem Wolf Anstoß nimmt, der das kleine Rothkäppchen im Walde freundlich anspricht, obgleich es in der Naturgeschichtsstunde gelernt hat, daß die Thiere nicht sprechen können," ergänzte er erklärend. „Märchen haben ihre Glaubwürdigkeit in sich selbst; nur muß man ihnen nicht deshalb, weil sie in einem als heilig verehrten Buche erzählt sind, eine andere Natur beilegen. Dann kommt die Wissenschaft und deckt ihre Irrthümer auf. Wie nun in einem Falle die Naturlehre, so zeigt in einem andern die Geschichte, und in einem dritten die Philosophie unhaltbare Annahmen, und je mehr diese Wissenschaften fortschreiten, um so mehr Gelegenheit zur Berichtigung werden sie finden. Was soll nun geschehen? Soll ich an die Infallibilität der Bekenntnißformel glauben und die Wissenschaft mißachten, oder soll ich der Wissenschaft ihr Recht lassen und die

Formel verwerfen, die kein Menschenverstand fassen kann? Entscheide selbst."

Elma zuckte wie erschreckt; ihre gefalteten Hände schlossen sich fester in einander. „Du sprichst immer nur von der Wissenschaft," sagte sie nach längerem Nachdenken; „aber giebt es nicht Dinge, die über alle Wissenschaft sind — was die Gelehrten so nennen?"

„Unzweifelhaft!" rief er, schon froh, daß sie ihm überhaupt folgte und sich nicht hinter ihrem unantastbaren Glauben verschanzte. „Die Wissenschaft hat freilich noch lange ihre Grenze nicht gefunden; aber wie weit sie es auch bringt, über die Grenzen menschlichen Erkenntnißvermögens hinaus kann sie nicht. Des Sokrates bekannter Ausspruch: „ich weiß, daß ich nichts weiß," ist vielleicht mehr bescheiden als wahr. Aber mit bestem Recht kann auch der Weiseste sagen: ich weiß, daß es Unwißliches giebt! Ja! der menschliche Geist fängt erst an, das Dunkel zu lichten, indem er sich bescheidet, im Wißbaren zu forschen."

„Und jenes der Wissenschaft Unwißliche sollte gar nicht vorhanden sein?" fragte das Mädchen wieder lebhafter, „weil es der Verstand nicht begreift?"

„Wer wollte sich vermessen, das zu behaupten? Aber was der Verstand nicht begreift, soll auch der Verstand nicht versuchen, nach den Gesetzen seiner Erkenntniß zu formuliren."

„Und wir könnten also in Ewigkeit nichts wissen von Gott, Seele und Unsterblichkeit? Es gäbe keine Offenbarungen, die diese Lücken ausfüllten?"

„Keine, außer denen durch die Natur und den Menschengeist, wenigstens für Menschen nicht."

„O, wie arm wären wir, wenn wir uns dabei beruhigen müßten — wie arm!"

„Macht es uns reicher, wenn wir uns einbilden, reich zu sein?"

„Warum einbilden? Wir sind reich, wenn wir glauben, denn der Glaube giebt höchste Gewißheit. Sieh, wie ohnmächtig Deine Wissenschaft ist: den geoffenbarten Glauben vermag sie nicht anzutasten!"

„Sie will es auch nicht," erwiderte er lächelnd über ihren Eifer, „er fällt von selbst. Es mag dem Menschen natürlich sein, sich auch von dem Unwißlichen eine Vorstellung zu machen, und er hat von je her viel mehr über das Unwißliche, als über das Wißliche nachgedacht. Aber die freiesten Geister aller

Zeiten gelangten doch dazu, sich dieses Bedürfnisses der Verendlichung alles Ewigen, der Verkörperung alles Geistigen, der Vermenschlichung alles Göttlichen zu entschlagen, ohne deshalb auch das Bewußtsein des Ewigen, Geistigen und Göttlichen zu verlieren. Was Du den geoffenbarten Glauben nennst, das ist nur eine Formel der Vorstellung, die eine bestimmte Religionsgesellschaft für das Faßlichste hält. Es giebt noch andere Formeln, die ganz ebenso für sich göttliche Offenbarung prätendiren und dasselbe Recht dazu haben."

Sie schwieg; aber ihre Lippen zuckten trotzig. Sie zürnte ihm, daß sie ihn nicht widerlegen konnte, aber sich selbst noch viel mehr.

Kuno glaubte nur noch ein Schlußwort nöthig zu haben.

„Eins ist uns Beiden sicher," sagte er, „daß Gott die Liebe ist! wäre das nicht genug? Und nun laß uns davon abbrechen nnd wieder unseres Glückes froh werden. Es ist wirklich nicht zu verantworten, daß wir schon einen ganzen Tag verloren haben."

Kuno stand auf, trat zu Elma, legte den Arm um ihre Schulter und küßte ihr Haar, Stirn und Augen. Sie ließ es geschehen, erwiederte aber seine

Liebkosungen nicht, sondern erhob sich gleichfalls und zog ihn vom Kamin fort weit in's Zimmer hinein. So gingen sie eine Weile auf und ab, ohne zu sprechen, Elma immer in sich gekehrt und grübelnd, Kuno mehr und mehr ungeduldig über ihre Theilnahmlosigkeit.

„Zürnst Du mir noch?“ fragte er endlich gerade heraus.

„Wie könnte ich Dir zürnen?“ antwortete sie mit matter Stimme. „Aber das Herz thut mir weh um Dich, Kuno. Ich finde Dich so weit von meinem Wege — so weit, daß ich Dir gar nicht zu folgen weiß, um Dich zurückzuführen.“ An ihren Augenwimpern hingen die hellen Thränen.

„Und warum willst Du mich denn durchaus bekehren, Kind?“ fragte er kopfschüttelnd. „Laß mich in meiner Art den Herrn loben, indem ich ihn aufsuche in meinen Werken.“

„Spotte nicht!“ verwies sie so streng, als ihre weiche Stimme erlauben wollte.

„Ich spotte nicht,“ erwiderte er. „Wenn Du wüßtest, mit wie heiligem Ernst die Wissenschaft ihre Jünger erfüllt, würdest Du nicht sagen: ich spotte. Wie kann man anders in würdiger Weise Gott

dienen — wie man sich ihn auch vorstelle —! als indem man die Menschheit auf eine höhere Stufe der Bildung zu fördern bestrebt ist? Heißt es nicht auch in Deiner Sprache: wir sollen versuchen, ihm ähnlich zu werden?"

„Das kann nur gelingen durch Vermittelung — doch Du verstehst eben meine Sprache nicht!"

„Es gelingt, wenn wir unsere Kraft einsetzen und die Gaben des Geistes gebrauchen, die uns gegeben sind vor allen Geschöpfen. Hast Du einmal etwas gehört, Elma, von den Rittern des heiligen Gral? Sie leben auch heute noch, ziehen über die Erde hin durch alle Wildnisse, kämpfen mit Entbehrungen und Mühen aller Art und streiten mit den schreckhaften Gestalten des Aberglaubens und der Unwissenheit, um endlich ihr Monsalväsch, den Berg des Heils, zu erreichen. Aber der heilige Gral, den sie suchen, ist nicht die goldene Schale, in der nach der Sage das Blut des Erlösers aufgefangen worden, sondern die Schale, die den Schatz des Wissens birgt, der die Menschen von der geistigen Knechtschaft erlösen kann. Zu dieser Ritterschaft zähle auch ich mich, und ich werde ihr treu bleiben bis zum Ende meines Lebens, ob es mir, wie so Vielen vor und neben mir,

auch nie gelingen sollte, von diesem heiligen Gral mehr zu schauen, als den Lichtschein, der den Fuß des Berges verklärt."

Es war eine Nachwirkung der Lektüre des Parzival, daß er auf diesen Vergleich fiel. Er bedachte nicht, daß er dem Mädchen unmöglich dasselbe bedeuten könnte, wie ihm, daß im Gegentheil die Erwähnung der Schale mit dem Blut Christi Empfindungen wecken mußte, die bei Elma gar keine Uebertragung auf ein anderes Gebiet zuließen. „Ich verstehe Dich nicht," sagte sie; „Du vermischst Heiliges und Weltliches, und vor meinen Augen kommt Alles in's Schwanken."

„Drücke die Augen zu, Liebchen," schmeichelte er, „und gieb mir einen herzlichen Kuß. Der wird mehr zum Verständniß zwischen uns wirken, als tausend Worte."

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Du irrst: es wird etwas Fremdes zwischen uns bleiben — ich kann Dich nicht küssen, wie sonst."

„Liebst Du mich nicht?"

„Ach! Nur zu sehr —! Aber deshalb eben —"

„Und kannst mich nicht küssen?"

Sie kämpfte sichtlich mit sich eine Weile. Dann wandte sie sich rasch zu ihm hin, fiel ihm um den Hals und schluchzte laut. „Aber Kind —“ suchte er zu beruhigen, „was soll das nur?“ —

„Wenn Du wüßtest, wie lieb ich Dich habe —!“ klagte sie ganz aufgelöst, „und ich kann doch nicht glücklich sein.“

Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte. Er hätte vielleicht mit einigen freundlichen und versöhnlich klingenden Redewendungen ihr Gewissen beschwichtigen können, aber es widerstand ihm, gleichsam ihr Gefühl zu überlisten und sie durch eine Unwahrheit zu gewinnen.

Elma hatte wohl irgend eine Konzession erwartet. Da sie nicht erfolgte, machte sie sich mit einem schweren Seufzer von ihm los und trocknete ihre Thränen. „Ich kann mich heute nicht zu Dir finden,“ sagte sie traurig, „wie ich mich auch zwinge. Ich bitte Dich — laß mich allein.“

„Du schickst mich fort, Elma?“ fragte er unangenehm überrascht.

„Ich bitte Dich, nicht zu bleiben. Alles, was ich von Dir gehört habe, ist mir so neu, so ganz ungewöhnlich, daß ich gar nicht begreife, wie ich mich

dazu stellen kann. Laß mir Zeit zu überlegen und mit mir selbst zu rathschlagen — und ich will Dir dann ehrlich sagen, wie es mit mir steht. Heute ist mir der Kopf wüst und das Herz beklommen — ich bringe nichts heraus. Ich bitte Dich, Lieber, laß mir Zeit."

„Wie Du willst," sagte er empfindlich. „Ich gehe schon."

Sie faßte seine Hand. „Aber nicht unfreundlich, Kuno, nicht erzürnt. Habe Mitleid mit mir — ich leide darunter mehr, als Du. Aber ich will gerne leiden, wenn ich nur wieder gesunde zu Deiner Freude. Sieh! kein Mensch ist auf der Erde, den ich nicht verlassen möchte um Dir zu folgen; aber meinen Gott will ich nicht verlieren, und wenn ich ihn verlieren könnte, wäre ich auch Dir nichts mehr."

So herzlich sie das sagte, es rührte ihn nicht. „Und wann, meinst Du, würde ich wieder vorsprechen können?" fragte er fast geschäftsmäßig kühl.

„Gönne mir drei stille Tage," bat sie; „wenn sie nicht ausreichen, will ich Dir schreiben."

„Drei Tage —! eine kleine Ewigkeit. Aber gut — drei Tage. Lebe wohl!"

Er schüttelte flüchtig ihre Hand und wandte sich zum Gehen.

Elma hielt ihn noch fest. „So nicht — wenn Du mich lieb hast, so nicht!“ Sie reichte ihm den Mund zum Küssen.

„Du kannst ja nicht küssen,“ lehnte er frostig ab. Gleich darauf that ihm seine Unart leid, aber das Mädchen hatte ihm schon unwillig den Rücken zugekehrt und sich einige Schritte entfernt. Sollte er nun noch gar abbitten? „Nach drei Tagen also,“ rief er und ging.

Die Papageien dienerten und nickten auf ihren blanken Messinggestellen, hielten sich aber ganz still. Hatten sie verstanden, was im Salon gesprochen war, und freuten sie sich, den gefährlichen Rivalen los zu sein? In den nächsten drei Tagen wenigstens sollte er sie nicht ärgern. —

Dr. Drösing lief ärgerlich durch die Straßen seiner Wohnung zu.

Das hatte er denn doch nicht für möglich ge=halten. „Ein solcher Eigensinn —“ brummte er vor sich hin, „ist das erhört? Drei Tage — warum nicht auch vierzehn? So viel Zeit kostet es sie, zu bedenken, ob sie mich liebt. Zu bedenken —! schlimm genug daß da=

bei etwas zu bedenken ist. Gut —! ich will sie nicht übereilen — durchaus nicht. Ich kann's ja abwarten, bis sie zur Besinnung kommt. Und wenn nicht — wie kindisch, ach, wie kindisch!" Er sprach sich immer tiefer in seinen Aerger hinein. Am liebsten hätte er sich eingeredet, daß Elma ihm ganz gleichgültig sei und daß sie ihm einen Gefallen thue, wenn sie ihn gar nicht mehr zurückrufe.

Er kam über den Platz vor der Schloßkirche. Die wenigen Laternen an den Häusern rundum erhellten ihn nur spärlich, und die breite Masse des alten gothischen Bau's ragte ganz schwarz und unförmlich in den grauen Wolkenhimmel hinein, dennoch weckte der Ort Erinnerungen, die ihm sonst theuer waren. Hier hatte er Elma zum ersten Mal gesehen, und dann so oft wieder, und lange Zeit war ihm diese kurze Minute für die ganze Woche eine reichliche Seelenerquickung gewesen. Hier vor der Kirche —! Wer hieß ihn auch, sich seine Braut vor der Kirche suchen? Jeder Verständige hätte ihm sagen müssen, was er da finden würde. Und er war jetzt selbst so verständig — jetzt! Aber es that doch weh. Sonst, wenn er von ihr gekommen war, noch selig berauscht von ihrem letzten Kusse, war er hier stehen geblieben auf der Stelle, wo er ihr zuerst begegnete, und hatte die

Hand auf's Herz gedrückt und liebe Worte zu sich selbst gesprochen. Und nun war's, als ob er eilig vorüber müßte, um zu vergessen, und das that weh. Sonst brauchte seine Phantasie nur den leisesten Wink, um ihm die liebliche Gestalt mit dem gesenkten Köpfchen und den fromm über dem Gebetbuch gefalteten Händen selbst aus der Dämmerung der Nacht auftauchen zu lassen, und nun hatte sie ihm alle Farbe verloren, und sah aschgrau und kalt und steinern aus, wie die Madonna am großen Portal, an der er vorüber mußte. Er drückte den Hut in die Stirn und blickte zur Seite.

Wieder durchlief er mit derselben Hast einige Straßen, als ob er nicht schnell genug kommen könne. Als er aber die Fenster seiner Wohnung vor sich hatte, blieb er plötzlich stehen, schien bedenklich zu werden und bog seitwärts in eine Nebengasse.

Was sollte er auch so früh schon zu Hause? Der gestrige Abend war ihm lang genug geworden, und seine heutige Stimmung war noch viel unerfreulicher. Zerstreuung — Zerstreuung! Die dummen Gedanken mußten aus dem Kopf gebracht werden. Drei Tage den Einsiedler spielen — warum nicht gar? Auch zum Fasten hatte er wenig Lust.

Es fiel ihm ein, daß er nach einer Restauration gehen könne, in der er früher oft um diese Zeit mit guten Freunden zusammengetroffen war. Daß sie dem Wirth, der einen vorzüglichen Abendtisch und dazu ein sehr gutes Glas Bier hatte, untreu geworden wären, wie er, ließ sich nicht erwarten. Schon manchmal hatte er die stille Sehnsucht empfunden, wieder da einzukehren und sich an der kräftigen Unterhaltung gebildeter und freisinniger Männer zu erlaben. Aber deshalb Elma auch nur eine Viertelstunde früher zu verlassen, war ihm doch stets sündlich erschienen. Nun hatte sie ihn ja selbst fortgetrieben; warum sollte er seine Freiheit nicht nützen? Wäre nur nicht das erste Eintreten in den alten Kreis fatal gewesen. Er sah die verwunderten Gesichter, hörte das muthwillige Lachen und die spöttischen Redensarten der lustigen Junggesellen und kam in Verlegenheit bei ihren Fragen, was ihn denn heute gerade zur alten Tafelrunde zurückführe. Und sollte er sich nun zwingen, ihren schneidigen Humor zu überbieten, um sich wieder in Respekt zu setzen, da er doch sein armes Mädchen bekümmert und vergrämt um ihn auf ihrem stillen Stübchen wußte? Er zögerte vor der Thüre und — ging vorüber.

Nun hatte er kein bestimmtes Ziel. Aber der Zufall führte ihn an einem Hause vorüber, in das er ebenfalls sonst oft eingetreten war, um es immer erst spät in der Nacht zu verlassen. Oben im zweiten Stock wohnte der Professor Bastian. Der alte Jurist, obgleich er ihn recht gerne von Zeit zu Zeit einmal sprach, würde bei den sehr verschiedenen Studienrichtungen Beider schwerlich so viel Zugkraft gehabt haben, wenn nicht seine Familie mit in Frage gekommen wäre. Seine Frau galt für eine sehr liebenswürdige Wirthin, und seine älteste Tochter Ulrike für eine sehr geistreiche und witzige junge Dame. Sie liebten die Gesellschaft und wurden deshalb gern, namentlich von den unverheiratheten Docenten der Universität, die in dem alten Herrn einen bequemen Anknüpfungspunkt fanden, aufgesucht. Dr. Drösing war ein stets angenehmer Gast gewesen, und man hatte sogar ziemlich laut davon gesprochen, daß es ihm wohl im Hause behagen könne, da ihm von den Damen ein wenig der Hof gemacht werde. Er und Ulrike waren in der That bis zu seiner Verlobung die besten Freunde gewesen, und wenn auch seine Rechtfertigung vor sich selbst begründet sein mochte, daß er nie die ernstliche Absicht gehabt, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen,

so hätte es doch Niemand der interessanten Professors-tochter verdacht, wenn sie auf Gedanken solcher Art gekommen wäre. Es schien zwischen den jungen Leuten so viel Uebereinstimmung in Meinungen und Lebensgewohnheiten, daß man sich aus ihnen wohl ein Paar zusammenreimen konnte, und da der junge Doktor für bemittelt genug galt, einen ansehnlichen Hausstand gründen zu können, so wäre es nicht auf-fallend gewesen, wenn auch die alten im Geheimen oder in Gesprächen unter vier Augen dieser Ansicht beigestimmt hätten.

Vielleicht in keinem andern Bekanntenkreis hatte daher die Nachricht von seiner Verlobung mit Elma von Riedeln so blitzartig eingeschlagen, als hier. Das war ihm freilich entgangen. Fast instinktiv hatte er schon vor diesem Moment seine Besuche bei Bastian eingeschränkt, und das um so lieber, als man an seinem Tisch kein Blatt vor den Mund nahm und ihn wegen seiner Visite bei der Majorin hänselte. Der Verkehr war ohne kenntliche Veranlassung gänz-lich abgebrochen, als das große Ereigniß stadtkundig wurde.

Dr. Drösing mußte sich der Unart beschuldigen, nicht einmal selbst der Herold seines Glückes gewesen

zu sein; aber wenn er sich darüber auch Gewissensbisse gemacht hatte, so war ihm doch der Entschluß, das Versäumte nachzuholen, von Tage zu Tage schwerer geworden, bis es überhaupt zu spät wurde, einzulenken.

Nun sah er oben die Fenster des Professors hell, und die Vernachlässigung der werthen Familie fiel ihm schwer auf's Herz. In der Stimmung, in der er sich gerade befand, schien es ihm ganz unbegreiflich, wie er diesen ihn stets so lebhaft anregenden Umgang hatte abbrechen können.

Unverantwortlich kam es ihm vor, daß er nicht auf eine Visite seiner Braut in diesem Hause gedrungen hatte. Da würde sie einmal unter geistigfreie Menschen gekommen sein und gelernt haben, ihren Witz zu brauchen; da wäre die Gelegenheit gewesen, Vorurtheile abzuthun und mit beschränkten Ansichten aufzuräumen; da hätte sie sich unterrichten können, wie sie selbst später als Professorenfrau zu repräsentiren habe. Vielleicht traf es sich recht günstig so, daß er jetzt erst wieder allein sich einzuführen Muße hatte, um dann ungenirter mit Elma wiederzukehren. Also ohne Bedenken die Hausglocke gezogen.

Ehe er sich darüber klar wurde, daß die Sache denn doch auch eine zweite sehr beachtenswerthe Seite habe, war er auf der Treppe und in des Professors Studirzimmer.

Der alte Herr saß an seinem Schreibtisch förmlich eingeklemmt zwischen schweinsledernen Folianten und Quartanten, über die hinaus der Tabacksdampf wirbelte. Die Lampe erschien darin wie der am Nebelhorizont aufgehende Mond, und drei Schritte im Umkreise begann ein nächtiges Düster, dem die hohen Bücherrepositorien an den Wänden nur eine sehr unbestimmte Grenze gaben.

„Wer da?“ rief Bastian mürrisch, den Kopf mit dem schwarzen Sammetkäppchen einige Zoll über den Foliantenwall hinaushebend, ohne die Feder fortzulegen.

„Ein alter ungetreuer Freund,“ gab der Eintretende zur Antwort.

Der Stuhl fuhr mit einem heftigen Ruck zurück, die Pfeife setzte mit dem bleiernen Abguß polternd auf die Diele.

„I — da soll doch —! Alle guten Geister loben den Herrn — das ist ja der Doktor Drösing! Oder wenigstens sein Geist, wenn er ihn nicht selbst leugnet.

Beim heiligen Ulpian, ich beschwöre Sie: sind Sie's, oder sind Sie's nicht?"

Er erhob wie ein Geisterbanner einen mächtigen Folioband mit beiden Händen und streckte ihn dem Gast entgegen.

„Geben Sie sich keine Mühe, Bester," rief Drösing, durch diesen Empfang erheitert, „ich halte Ihnen Stand, und wenn Sie auf den heiligen Ulpian den allerheiligsten Papinian setzen. Denn was an mir noch Geist ist und einer Beschwörung weichen könnte, weiß ich nicht; daß ich aber meine noch ganz haltbaren Knochen zu Ihnen trage, ist mir so ziemlich unzweifelhaft. Komme ich Ihnen ungelegen?"

„So ziemlich unzweifelhaft!" lachte Bastian auf, warf einen Haufen Bücher vom nächsten Stuhl herunter und wischte mit dem Zipfel seines türkischen Schlafrocks den Staub vom Sitz. „So ziemlich unzweifelhaft —! Ha, ha, ha! Da ist also doch der alte Skeptiker noch lange nicht bekehrt. Gut so — setzen Sie sich, wenn Sie wirklich mit der Absicht hergekommen sind, mich zu besuchen. Eine Gelehrten-Cigarre! Meinen Freunden pflege ich nicht dazu zu rathen, aber bei Ihnen kann ich's wagen, denn Sie haben sich wirklich — nehmen Sie mir's nicht übel —

miserabel aufgeführt. Nicht? Auch das Tabakrauchen abgewöhnt? Ach, ein Musterbräutigam. Uebrigens meinen besten Glückwunsch! Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, wenn ich erst jetzt gratulire."

„Sind Sie zu Ende?" fragte der Doktor mit komischer Resignation, indem er sich seufzend niederließ.

„Noch lange nicht!" rief der Professor, seine Hand schüttelnd und die Spitze der Pfeife bis zum dritten Knopf in den Mund schiebend. „Sie sind nicht das Opfer eines Fidibus werth — sehen Sie da: vor Erstaunen bis auf den letzten Funken ausgegangen."

Er zog gewaltsam an dem Rohr, daß die Backen immer hohler und die Augen immer größer wurden. „Sagen Sie in aller Welt: ist's denn nöthig, daß man ganz verhimmelt, wenn man sich verlobt? Hier auf der Erde wohnen doch auch Leute, die etwas von Ihnen genießen wollen! Und Sie haben sonst zum Engel — nehmen Sie mirs nicht übel — gar keine besonderen Anlagen dokumentirt. Nun? Brauchen Sie ein Rechtsgutachten? Wollen Sie etwas wissen über die Natur des Heirathsguts? Wollen Sie Ihrer jungen Frau Ihre astronomischen Instrumente als

Morgengabe verschreiben lassen? Sie wissen: sponsalia sind meine Spezialität. Also nur heraus!"

Der alte Herr forcirte recht absichtlich seinen Humor, um sich nicht merken zu lassen, daß er dem Doktor gram gewesen. Wenn er seine Unzufriedenheit so gerade herauspolterte, berechnete er mit dem gesündesten Juristenverstande, sage er, was er sagen wolle, und könne doch nicht verletzen. Dröfing wußte ihm Dank für seine Grobheit, die ihn der Verpflichtung einer feingespitzten Entschuldigung überhob.

„Sparen Sie Ihre Professorweisheit," sagte er laut auflachend, „das Leben ist längst über sie weggegangen, und ich habe wenig Lust, mich nach römischem Recht zu verheirathen."

„Sie werden freilich schon mit dem kanonischen Ihre liebe Noth haben," bemerkte der Alte etwas sarkastisch. „Wann soll denn die Hochzeit sein?"

Doktor Dröfing zuckte die Achseln. „Ueberlassen wir's der Frau Mama, das zu bestimmen. Wissen Sie, daß ich schon manchmal einen wahren Heißhunger nach der Rückkehr in Ihre Bücher- und Tabackshöhle verspürt habe? Als ich eben Ihrem Hause vorbeistrich, konnt' ich mich nicht länger bezwingen: ich mußte hinauf, wenigstens einen herzhaften Athemzug zu

thun — auf die Gefahr hin freilich, von Ihnen vor die Thür gesetzt zu werden."

„Nolenti non fit injuria", brummte der Professor. „Ich bin nicht so abgünstig — Sie hätten sich diesen billigen Hochgenuß schon lange einmal verschaffen können. Ja, ja, ja, — ! ich habe mir's gleich gedacht: zu viel Rosenwasser verdirbt den Marzipan, und zu viel Marzipan verdirbt die Zähne. Gönnt ihm doch die Flitterwochen seiner Brautschaft, hab' ich gesagt; es wird ihm nicht so lange im Paradiese gefallen, als dem Herrn in der Wüste. Und richtig: die Luft ist ihm auf die Dauer zu rein im Heiligenviertel! Nun warten Sie, ich will ihnen was vorpaffen. Sie sollen eingeräuchert werden, daß ihre Frau Schwiegermama noch acht Tage lang hinter Ihnen alle Fenster im Hause lüftet. Puh!"

Er blies ihm eine dichte Wolke in's Gesicht. Drösing prustete wie ein Kater: „Nicht zu viel des Guten auf ein Mal, Verehrtester! Lassen Sie mir Zeit, mich wieder bei Ihnen einzugewöhnen, ich sitze dann um so fester. Was treiben Sie? Im wie vielsten Bande Ihres neuen Lehrbuchs über die Pandekten stecken Sie? Wie viel Zuhörer haben Sie im neuen Semester? Was hat der hochweise Senat auf die

neuesten Neuerungen des Ministeriums zu repliciren, dupliciren oder zu quadrupliciren beschlossen? Schütten Sie einmal Ihr Herz aus, ich halte einen großen Sack unter."

Der Professor schüttelte sich vor Lachen. „Immer noch der Alte, ich hab's ja gesagt: immer noch der Alte!" Und nun ging's frisch an die Spezialfragen, und ehe eine halbe Stunde herum war, klang das Gespräch gerade so, als ob es vor sechs Wochen eingeleitet worden wäre.

Endlich benutzte Dröfing eine Pause, um nach den Damen zu fragen. Die Unterhaltung hatte ihn so von seinen jüngsten Kümmernissen abgezogen, daß er sich nicht mehr zu einem heitern und unbefangenen Ton zu zwingen brauchte. Auch früher war ja bei allen gelegentlichen Besuchen der Weg zum Gesellschaftszimmer durch des Professors Studirstube gegangen. Der Alte zog ein Gesicht und rückte das Käppchen auf der kahlen Stirn auf und ab. „Die Damen — ja, die Damen sind zu Hause, bester Freund, aber —"

„Aber?"

„Aber sie sind nicht ganz so gut auf Sie zu zu sprechen, wie ich, und — nehmen Sie mir's nicht

übel — das ist ihnen nicht zu verdenken. Sie haben seit vier Wochen an jedem Sonntag das Putzzimmer — lucus a non lucendo — ausgeflittert und sich selbst in große Toilette geworfen, immer in der stillen Hoffnung, daß Herr Dr. Drösing —" Er schob wieder das Käppchen mit dem Zeigefinger auf und ab und sah dabei recht malitiös verschmitzt den Gast an, der plötzlich sehr verlegen wurde.

„Ist man mir wirklich deshalb so böse?" fragte er kleinmüthig, und in diesem Augenblick überkam ihn die Befürchtung, daß die Versöhnung vielleicht doch sehr mißliche Konsequenzen haben könnte. „Lassen wir's denn für diesmal bei einem Gruß bewenden. Ich hoffe, nächstens —" Er brach auf und nahm seinen Hut.

Bastian hielt ihn fest. „Verstehen Sie Spaß? Thorheit! Wir finden sicher den Tisch schon gedeckt und eine Serviette aus der jüngsten Wäsche auf Ihrem Platz. Nein, Sie müssen bleiben. Ach, die Vorwürfe von zwei Weiberzungen, wenn ich ihnen einen Bräutigam entschlüpfen lasse, der vierzehn Tage lang ein kleines Stadtwunder gewesen ist und über den man sich noch immer nicht vollkommen beruhigen kann! Wollen Sie mich unglücklich machen? Courage

und da hinein!“ Er setzte die Pfeife bei Seite, lud den Cigarrenkasten auf, faßte den Doktor unter den Arm und schob ihn nach einer übrigens mit einer Art Portiere dicht verhängten Thüre, die nach den „Frauengemächern“ führte, in denen es dem Professor wohl mitunter zu bunt werden mochte, so daß er für gut befunden, den Schall möglichst zu dämpfen.

Die Professorin, ganz im Gegensatz zu ihrem Manne von etwas schwächlichem Aussehen und vornehmer Haltung, empfing den stürmisch Angemeldeten wirklich ziemlich kühl und reservirt. Sie berührte mit keinem Wort sein langes Ausbleiben und das Ereigniß, dem dasselbe Schuld zu geben war, und suchte mit allgemeinen Redewendungen die Unterhaltung auf neutrales Gebiet zu führen. Das gelang freilich nur sehr unvollkommen, da der Professor sich recht vergnüglich angelegen sein ließ, grob dazwischen zu fahren oder mit spitzen Worten zu stacheln. Er fand den Ton, so etwas immer von neuem riskiren zu können, ohne sonderlich bei dem zu verletzen, der seine im Grunde doch gutmüthigen Rippenstöße aushalten mußte, aber seine Frau, obgleich sie nun doch an seine Manier schon gewöhnt sein konnte, litt dabei an Beängstigungen, die sich in dem Bemühen äußerten, seinen

Pointen die Spitze abzustumpfen und seinen nackten Ausfällen ein Mäntelchen umzuhängen — eine wahre Sisyphusarbeit. Doktor Drösing erlöste sie zuletzt selbst, indem er jeden Versteck aufgab und sich selbst mit allem Freimuth seiner schweren Pflichtverletzung gegen das gastliche Haus anklagte, damit aber den Hänseleien des Professors den Boden entzog.

Freilich um nur eine andere Schleuse aufzuziehen, deren Wasser schon lange hoch angestaut war. Ulrike, ganz ihres Vaters Tochter, wartete nur auf die Gelegenheit, ihn in ihrer Weise in's Gebet zu nehmen. „Sie wissen nach beiden Seiten hin von dem bekannten Spruch zu profitiren," sagte sie launig, „daß im Himmel mehr Freude ist über einen Ungerechten, der reuig zurückkehrt, als über tausend Gerechte."

„Wie das, mein Fräulein?" fragte er doch ein wenig konsternirt.

„Wie das?! Ist es nicht ein Jubel gewesen im Lager der Konservativen und Frommen, den heidnischen Sterngucker eingefangen zu sehen? Und glauben Sie den alten Freunden so wenig zu gelten, wenn Sie sich ihrer doch wieder einmal nach langer Vergessenheit erinnern?"

Er schüttelte lachend den Kopf. „Sie sind nach beiden Seiten hin über mich im Irrthum, mein Fräulein. Die Konservativen und Frommen werden sich sehr getäuscht finden, wenn sie in mir eine Eroberung gemacht zu haben glauben sollten, und die alten Freunde sind durchaus nicht in Vergessenheit gekommen, wenn es auch so den Anschein hatte."

„Also die Wissenschaft kehrt nicht um," rief sie pathetisch.

„Und Amor ist nur wieder einmal der Schalk gewesen, dem es Spaß macht, in den wunderlichsten Kombinationen zu arbeiten," setzte der Professor hinzu; „denn was man so hört —"

„Ihr Fräulein Braut ist ein sehr schönes Mädchen," fiel seine Frau ablenkend und verbessernd ein. „Ich habe sie auf der Ausstellung der alten Glasmalereien gesehen, und sie erregte die allgemeinste Bewunderung. Auch höre ich von Jedem, der das Vergnügen hat sie näher zu kennen, ihre Sanftmuth, Freundlichkeit, Kindlichkeit und Herzensgüte rühmen."

„Daß sie reich ist, muß man auch eine sehr schätzenswerthe Eigenschaft nennen, auf die Sie natürlich

keine Rückſicht genommen haben," bemerkte Baſtian wieder zuſätzlich.

Der Doktor ſchien nicht darauf zu achten. „Ich hätte gewiß Elma ſchon längſt Ihrem Hauſe bekannt gemacht," wendete er ſich zur Profeſſorin, „wenn ich nicht hier und dort einige Vorbereitung für ſehr nöthig erachtet hätte. Elma iſt nach Prinzipien unterrichtet und erzogen, die uns Weltkindern fremd vorkommen müſſen, und ebenſo wird ſie ſelbſt ſich leicht fremd und bedrückt fühlen in einem Kreiſe von Menſchen, deren geiſtige Beziehungen vielfach außerhalb des Bereiches ihrer engen Welterfahrungen liegen. Was Elma nicht mit dem Herzen erfaſſen kann, nähert ſich ihr nur ſchwer, und wir Heiden" — er verbeugte ſich gegen Ulrike — „verlangen immer zugleich Beſchäftigung für den Kopf, wenn uns das Herzliche intereſſant bleiben ſoll. Sie aber, mein beſter Profeſſor, werden zugeben müſſen, daß Ihr Humor auf ein ſtarkes Trommelfell berechnet iſt, wenn er recht voll tönen ſoll, und daß ein zartes Saiteninſtrument nicht ohne Gefahr Ihren Händen anvertraut werden kann. Wenigſtens wird es gerathen ſein, zur Vorſicht zu mahnen."

Das war abgegeben! Bastian knurrte vergnügt, als wäre ihm eine Schmeichelei gesagt, aber die Professorin fühlte sich nun wieder in seine Seele getroffen und meinte entschuldigend, ihr Mann wisse, mit wem er's zu thun habe und könne auch sonst wie ein Lamm sein, was ihn zu einem wiehernden Gelächter reitzte. „Haben Sie keine Furcht", sagte er, sich die Thränen aus den Augen wischend, „meine Frau ist gewiß ein zartbesaitetes Instrument von der feinsten Empfindlichkeit, und wie gut wird sie mit mir fertig!"

Man setzte sich zu Tisch. Das Eis war nun völlig gebrochen und die Unterhaltung in den gewohnten Fluß gekommen. Drösing mußte viel von dem Riedeln'schen Hause, von der Majorin und von Elma erzählen, und die Damen wußten ihn so vertraulich zu machen, daß er sich bald offener äußerte, als er selbst es noch vor wenigen Stunden für möglich gehalten hätte. Im Lauf des Gesprächs nannte er Elma eine „fromme Seele". Ulrike griff diesen Ausdruck sofort auf. „Definiren Sie uns doch einmal den Begriff einer frommen Seele" sagte sie herausfordernd.

„Da müßte man sich doch erst über den Begriff von Seele verständigen," bemerkte der Professor. „Man

nennt Leib und Seele neben einander, aber es ist noch die Frage, ob dieser Ausdruck nicht aus einer bloßen Schulunterscheidung resultirt."

„Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt der Idealisten," entgegnete Ulrike, „und acceptiren wir das Vorhandensein einer Seele. Den beseelten Körper von einer bestimmten Gestalt nennen wir Mensch, und den entseelten Leib eine Leiche. Das kann uns genügen."

„Es ist vielleicht schon mehr, als wir brauchen," ergänzte der Doktor. „Es handelt sich doch um einen Sprachgebrauch, den man immer wird gelten lassen müssen, da er für sich selbst etwas bedeutet. Man sagt sogar: das ist eine Seele von Mensch, und wird von den Philosophen aller Systeme verstanden."

„Nun? Und eine fromme Seele?"

„Eine fromme Seele könnte man einen Menschen nennen, der sich in einem unmittelbaren Verhältniß zu Gott weiß und in der Freude glücklich ist, in allem seinem Empfinden, Denken und Handeln ihm wohlgefällig zu sein."

„Und eine solche fromme Seele ist Ihre Braut?"

„Freilich."

„Dann ist sie aber doch einmal wenigstens recht inkonsequent gewesen."

„Darf ich wissen, wann?

„Als sie Ihnen ihre Liebe gestand, Herr Doktor."

„O! ich bitte sehr, mein Fräulein —"

„Sie wollen doch nicht in diesem Kreïse in Abrede stellen, daß Sie ein arger Sünder vor dem Herrn sind?"

Der Professor lachte laut auf. Seine Frau sah ängstlich zu ihm und zum Gast hinüber und bemerkte sanft: „Warum sollte Fräulein von Riedeln es nicht als ein Gott wohlgefälliges Werk erachtet haben, den Sünder durch Liebe zu bekehren?"

„Da haben Sie's!" rief Bastian zufahrend. „Bedanken Sie sich bei meiner guten Frau."

Die Professorin blickte verlegen auf's Tischtuch, und auch Doktor Drösing fand nicht sogleich eine erleichternde Antwort. „Es war vielleicht gut, daß Elma mich nicht so gut kannte, wie die Herrschaften hier," sagte er zögernd und in gezwungen scherzhaftem Ton. Er dachte im Stillen: es wäre vielleicht gut gewesen, wenn sie Dich im Voraus besser gekannt hätte.

„Sind die frommen Seelen tolerant?“ fragte Ulrike scheinbar ganz unbefangen.

„So viel und so wenig, wie die starken Seelen, die ganz auf sich stehen,“ erwiederte der Doktor ausweichend. „Man weiß gern mit sich einig, was man liebt.“

„Das finde ich sehr natürlich. Dann wird Ihnen aber in der That nichts übrig bleiben, als sich bekehren zu lassen.“

„Oder zu bekehren!“

„Zum Unglauben? Das wäre etwas Neues.“

Dröfing zuckte die Achseln. Das Gespräch schien in's Stocken zu kommen. Ulrike hielt sich für verpflichtet, es wieder in Gang zu bringen. „Eine fromme Seele ist mir doch lieber, als eine schöne,“ sagte sie, „obgleich ich zu beiden keine rechte Verwandschaft habe.“

„Warum?“ erkundigte sich Bastian.

„Da ist doch Bewegung — Leidenschaft denkbar. Die schöne Seele ist ganz Harmonie, und ich muß gestehen, daß mir selbst die berühmte Goethe'sche immer recht langweilig erschienen ist.“

Damit war nun wieder der Anstoß zu einem allgemeinen Disput gegeben, und der Doktor ergriff

eifrig die Gelegenheit, über die Klippe hinwegzukommen, in deren nächste Nähe er sich hatte treiben lassen. Sein Verhältniß zu Elma wurde nicht wieder berührt, und als man sich nach einer Stunde trennte, konnte der Gast aufrichtig bekennen, einen sehr angenehmen Abend unter den alten Freunden verlebt zu haben. Seine Versicherung, daß er sich bald wieder einmal einfinden werde, war gewiß ernst gemeint.

„Da ist nicht Alles in Ordnung," erklärte Ulrike, als er sich entfernt hatte; „er wäre sonst nicht zu uns gekommen."

„Der arme Kerl dauert mich doch," kopfschüttelte der Professor. „Gute Nacht! —"

Dr. Drösing dachte so dies und das, als er durch die Straßen der nachtstillen Stadt ging. Das Gesicht glühte ihm in der scharfen Luft; die Hitze schlug ihm aus, wie man zu sagen pflegt. Jetzt erst merkte er, daß er eine ungewöhnliche geistige Anspannung nöthig gehabt hatte, um sich in der Gesellschaft zu behaupten, die er eben verließ, und die Folge war jetzt ein plötzliches Nachlassen und Erschlaffen, da der äußere Druck aufhörte und nicht sofort eine innere Reaktion ihre Gegenwirkung geltend machte. Er

fühlte sich wie vor dem Einschlafen, wenn Vorstellungen, Erinnerungen und Gedanken auf eigene Hand thätig sind, willkürlich bald hier bald dort wie aus einem grauen Nebelmeer auftauchen, übereinander haspeln, sich wandeln, sich kombiniren und ohne Spur verschwinden. Elma und Ulrike, Bastian und der Kandidat, Gottliebe und die Professorin, der Salon der Frau von Riedeln, des alten Juristen Studirstube, die Sternwarte — das waren Figuren und Bilder, die ihre gesonderten Umrisse verloren, wenn er sie halten wollte. Er hatte die Hausthür auf- und zugeschlossen, in seinem Zimmer die Lampe angesteckt, sich entkleidet und zu Bett gelegt, und wußte kaum etwas davon. Er durfte nur die Augen schließen, um auch sogleich einzuschlafen.

Nach einigen Stunden aber schreckte er auf; er hatte ganz deutlich nebenan die Papageien seinen Namen rufen gehört, so schrill und eindringlich, daß ein Todter hätte aufwachen können. Er richtete sich schnell in die Höhe und horchte. Es war noch ganz dunkel und Alles still, nur daß der Wächter draußen die vierte Stunde abpfiff.

Er versuchte wieder einzuschlafen — vergebens. Der Kopf war ihm nun ganz klar, alle Lebensgeister

schienen geweckt. Er rekapitulirte nüchtern den gestrigen Abend und setzte sich kühl mit seinen Erlebnissen auseinander. Du hättest vorsichtiger prüfen müssen, sagte er sich, ehe Du im Riedeln'schen Hause anknüpftest; wenn es aber einmal geschehen war, hättest Du den Bruch mit der Familie Bastian nicht wieder kitten müssen. Die Gegensätze schienen ihm nun ganz unversöhnlich; jede Hoffnung, daß Elma sich in diese Menschen, und diese Menschen zu ihr ein Verhältniß würden finden können, schwand. Wenn er nun überlegte, was er gesprochen hatte, so mußte er sich den Vorwurf machen, seine Braut nicht so schonend behandelt zu haben, wie es ihm oblag, und schon daß er sich überhaupt in Gefahr brachte, seine Neigung vertheidigen und gewissermaßen entschuldigen zu müssen, kam einer augenblicklichen Verleugnung derselben ziemlich gleich.

Was hatten Bastian's sich eigentlich dabei gedacht, wenn er einen langen Abend bei ihnen zubrachte, statt sich seiner Braut zu widmen? Und würde diese neueste Neuigkeit nicht wie ein Lauffeuer in der Stadt herumfliegen, um bei allen früheren Bekannten zu zünden? Ulrike schonte den liebsten Freund nicht, wenn sie eine pikante Bemerkung zum Besten geben konnte, und er war ein abtrünniger Freund — in

ihren Augen vielleicht noch etwas Schlimmeres — und wenn er sich über sich selbst hätte lustig machen wollen, hätte es ihm nicht an Stoff gefehlt. Er war recht unzufrieden mit sich, recht verärgert. Und dabei konnte er nicht einmal seine Verschuldung gegen Elma glatt anerkennen und sich in seinem Vornehmen wieder mit Entschiedenheit auf ihre Seite stellen. Ihr Bild blieb getrübt, wie er es auch aufzuhellen bemüht war, und es hatte doch seinen sehr guten Grund gehabt, daß sie sich veruneinigten und daß er sich wie von einer Fessel befreit fühlte, als sie ihn unbedacht aus ihrem Liebesbann ließ, und daß er unwillkürlich in die alten Verbindungen hineingezogen wurde, die seiner geistigen Natur gemäß waren.

So müde erinnerte er sich nicht schon jemals aufgestanden zu sein. Er schleppte sich förmlich nach der Sternwarte und gab Dobecker allen Anlaß zu der besorgten Frage, ob er sich krank fühle. Und nun drei endlose Tage einer Wüstenwanderung vor sich, deren Ziel nicht einmal gewiß war —! Trostlos! — —

Elma härmte sich indessen still um den Geliebten und konnte eben so wenig, wie er, mit sich zum Abschluß kommen. Erst nach seiner Entfernung war ihr

die Kluft, die sich zwischen ihnen aufgethan, in ihrer ganzen klaffenden Weite erschienen, und sie konnte nicht hinabschauen ohne zu schwindeln. Wäre es ihr nur möglich gewesen, Kuno recht böse zu sein, ihr wäre leichter um's Herz geworden; aber ihr Taubengemüth brachte es gar nicht zu solcher Anstachelung der Leidenschaft. Daß sie den Mann im Grunde des Herzens liebe, den sie aus Gewissenspflicht fortgeschickt, wurde ihr nun erst recht zu einer unumstößlichen Wahrheit, und nur Das machte sie so namenlos traurig, daß sie ihn nicht glaubte mit ruhigem Gewissen lieben zu können. Sie versuchte alle die Mittel, die sich sonst so heilkräftig erwiesen hatten, den Schmerz zu lindern und das Vertrauen auf Gottes gütigen Beistand in jeder Seelennoth zu stärken, aber die Wirkung wollte sich nicht, wie sonst äußern. Sie verschloß sich in ihr Stübchen, las in ihrem Gesangbuche alle Buß- und Trostlieder durch, die sie doch längst auswendig konnte, schlug ihre Lieblingskapitel in der Bibel auf, kniete unter dem Kruzifix auf dem kleinen Schemel nieder und betete recht inbrünstig um Erleichterung. Und doch hob sich die Last von ihrem Herzen nicht, und nicht einmal die Zerstreutheit wollte weichen, die der Gedanke an

Kuno immer wieder hervorrief. Sie hielt es für ihre Pflicht, sich möglichst in ihn hineinzudenken, um ihm nicht Unrecht zu thun; aber je mehr ihr das gelang, desto unsicherer wurde sie in sich selbst. Wie konnte sie für sich einen Glauben festhalten, den der Geliebte entbehren durfte? Und was er sprach, war nicht gottlos; wenn sie sich's in ihre Sprache übersetzte, gewann es auch für sie einen Sinn, und die Widersprüche, die er schonungslos aufgedeckt hatte, verschärften sich bei weiterem Nachdenken, statt eine Ausgleichung zu finden.

Sie hoffte, den Kampf, in den sie ihr Herz gewagt, ganz mit sich allein ausmachen zu können. Keiner Lüge fähig, hatte sie ihrer Mutter freilich gesagt, daß sie Kuno gebeten, einige Tage auszubleiben; aber sie hatte auch hinzugefügt, daß der Grund sich einer Erörterung entziehe und den Wunsch ausgesprochen, nicht mit Fragen bestürmt zu werden. Frau von Riedeln machte sich wenig Gedanken darüber; auch sie hatte ja, so innig sie ihren Mann liebte, öfters das Bedürfniß empfunden, längere Zeit mit sich allein zu sein, um das Welttreiben, in das er sie zog, verrauschen zu lassen. Allerdings ahnte sie kaum entfernt, was ihres Kindes Gemüth bewegte, und Elma hätte

Bayerische Staatsbibliothek München

es vielleicht als eine Wohlthat empfunden, wenn sie genöthigt worden wäre, sich auszusprechen. Nun quälte sich das arme Mädchen den ganzen Tag mit seinen traurigen Gedanken und fühlte doch Abends, als die Stunde kam, die Kuno sonst zu ihr zu führen pflegte, die Brust so schwer, als ob sie zerspringen sollte. Sie meinte, daß er's gar nicht aushalten könnte, fern zu bleiben, und daß er doch noch anklopfen werde, um ihr ein freundliches Wort zu sagen; und dann wollte sie ihm um den Hals fallen und aufjauchzen vor Glückseligkeit und nie wieder Anlaß zu solchem Wortstreit geben. Aber sie wartete vergeblich, er kam nicht, und ein recht bitterer Nachgeschmack blieb ihr auf der Zunge. Mußte er denn ihre Weisung so ernst nehmen?

Es war nun doch so etwas wie geheimer Groll, was ihr Herz unmuthig stimmte, und unversehens nahm nun auch seine Abwendung von ihren religiösen Ueberzeugungen eine schlimmere Gestalt an. Genau derselbe innere Proceß, der ihn wieder in Verbindung mit den früheren Freunden gebracht hatte, trieb auch Elma zu einem Abfall von dem Geliebten, indem sie sich mehr und mehr gedrängt fühlte, einen Anschluß an Menschen zu gewinnen, denen sie früher eine besondere Neigung zugewandt hatte, und die sie doch

als seine geistigen Antipoden kannte. Sie mußte Jemand haben, der sie verstand, der ihr beistimmte, an dessen Zuspruch sie sich aufrichten konnte in dieser Seelenbedrängniß. Und wer stand ihr da näher als die alte Kinderfrau, die sie das erste Gebet gelehrt hatte, und die so treu und gut war, und doch so einfältig, daß man ihr gar nicht zu sagen brauchte, um was es sich eigentlich handelte. Nur ganz im Allgemeinen sollte sie ihre Meinung äußern, ob ein Paar glücklich werden könne, das im Glauben auseinandergehe, und ob Einer, der das und das bestreite und das und das behaupte, ein Christ sei und hoffen dürfe, dereinst selig zu werden.

Aber die alte Gottliebe war in diesem Punkt gar nicht so beschränkt, als ihr „Zuckerkind und Augapfel" sich einbildete. Nachdem sie umsonst vor dem zudringlichen Doktor gewarnt, hatte sie sich allerdings christlich in Geduld gefügt und nicht mehr vorlaut geäußert. Aber im Geheimen hatte sie um so genauer beobachtet, und Alles, was kommen würde, vorausgesehen. Sie wartete schon lange nur auf die Gelegenheit loszubrechen, und legte sich ihre ganz eigenen Gedanken zurecht, als der Doktor am Sonntag Abend ausblieb und am Montag schon nach einer Stunde

fortging und am Dienstag gar nicht kam. Sie wußte auch sogleich, was Elma von ihr wollte, als sie in ihr Stübchen gebeten wurde, „um vor dem Schlafengehen einmal wieder in alter Weise zu plaudern.“ Und kaum hatte Elma den fraglichen Punkt leise berührt, so plauderte sie denn auch recht zungenfertig aus dem einen in's andere hinein, bis ihr Liebling immer mehr vergaß, das Geheimniß zu hüten, und ihr endlich weinend an die Brust sank und allen Kummer in ihr treues Herz ausschüttete.

Da brach nun eine wahre Fluth von Beschwörungen los, das Seelenheil über alles zu setzen. „O, mein Engel!“ rief sie, „wie bist Du nun auf einmal mein Schmerzenskind geworden. Gesorgt habe ich um Dich bei Tag und Nacht, und mein Gewissen abgeängstigt an jedem Abend, und Gott auf meinen Knieen gebeten, daß er seine Hand über Dir halten und verhüten wolle, daß der Geist der Finsterniß Dich umstricke. Denn am schlimmsten ist er gerade, wenn er in Lichtgestalt kommt, unser Auge zu blenden. Aber ganz kann er sich nicht verstellen gegen die, so Gott lieben und Gottes Kinder sind, und wer ihn scharf ansieht, der merkt wohl, daß er nur ein Feuerbrand ist, unser Herz zu versengen mit unheiligen Gluthen.

Daß Du auf mich gehört hättest, als ich warnte! Aber die Jugend ist leichthin und fragt nur nach dem, was ihr gefällt, und wenn dann die Stunde der Einkehr kommt, giebt's schweres Leid. Ich habe gedacht, Dich auf meinen Armen in den Himmel zu tragen, aber Du hast mir abgestrebt und Deiner eigenen Führung vertraut, und nun stehst Du mit Schrecken, daß der Weg voll Dornen ist. Hat nicht auch unser Heiland eine Dornenkrone getragen, und ist's nicht genug, daß er unsere Sünden auf sich genommen hat, uns das ewige Leben zu retten? Sollen wir klagen, wenn zeitlich die Stacheln unsern Fuß ritzen, unter denen auch sein theures Blut geflossen ist? O, steh dort hinauf, wie die Tropfen auf seine Stirn und Wange fallen, und stärke Dein Leid an dem seinigen. Nein, nein, nein! Du kannst nicht abfallen von Deinem Gott, der Dich so treulich behütet hat, um weltlicher Freuden willen. Es steht geschrieben, daß wir Gott über alles lieben sollen, und wie kannst Du Gott lieben, wenn Du einen Menschen liebst, der nichts von ihm weiß? Denn was er Dir da sagt, Dich zu beschwichtigen, das sind nur Redensarten, die keinen Frommen täuschen können. Frag ihn nur auf's Gewissen, ob er die Wunder an-

erkennt und an Christi Himmelfahrt und Niedergang zur Hölle glaubt, und an die heilige Dreieinigkeit? Da wirst Du erfahren, daß er kein Christ ist. Ein Bündniß mit den Heiden ist selbst den Juden strenge untersagt von jedem ihrer Propheten. Nein, mein Herzenskind! Bedenke, daß nur eine christliche Ehe Dir Glück und Heil bringen kann, und reiße den aus Deinem jungen, gläubigen Herzen, der Dich zur Gottlosigkeit verleiten will. Noch kommt Deine Umkehr nicht zu spät — noch nicht!"

In dieser Weise sprach sie noch eine Weile fort, und belegte ihre Ermahnungen mit reichlichen Bibelsprüchen und noch reichlicheren Thränen. Elma war bestürzt. Sie konnte nicht zweifeln, daß die Sorge der alten Frau ganz aufrichtig sei, und mußte sich gestehen, daß die alte Frau ihr nichts sagte, als was in den Lehren begründet war, die sie von frühester Kindheit her für heilig und unumstößlich zu halten gelernt hatte. Sie antwortete gar nicht darauf, sondern sagte, daß sie sich unwohl fühle und zu Bett gebracht zu werden wünsche. Gottliebe sah darin ein Zeichen, daß ihre Worte Kraft gehabt hätten, sie zur Reue und Einkehr zu bewegen, stimmte ein Loblied an und forderte das arme, ganz in Schmerz versun-

kene Kind auf, mit ihr laut zum Herrn zu beten. Aber Elma schüttelte den Kopf und sagte leise: „Laß mich's still mit mir selbst ausmachen," und fing an, ihre Locken einzuringeln. Gottliebe half ihr dabei und netzte jede einzelne mit ihren Thränen und wußte immer neue Sprüche herzusagen, bis Elma entkleidet war. Erst als sie ihr die Decke übergeschlagen hatte, ließ sie ab von ihr mit Reden, aber noch lange saß sie am Bett, bis sie das Mädchen fest eingeschlafen glaubte. Dann nahm sie die Lampe und schlich auf den Fußspitzen aus dem Zimmer.

Elma schlief nicht. Sie hatte aus allem, was Gottliebe ihr in's Gewissen sprach, nur das Eine herausgehört, daß sie sich von Kuno trennen sollte, und dieser Gedanke war so schreckhaft, daß er jeden andern Eindruck matt werden ließ. Konnte ihre Liebe wirklich ein schwerer Irrthum gewesen sein? Aber dann mußte sie an sich selbst irre werden. Was die alte Frau vorbrachte, schien ihr gar nicht so beweiskräftig, wie dieselbe glauben mochte. Und daß Gott die Liebe sei, das hatte ste vermieden anzuführen. Alle die Sprüche wollten doch auf ihren Fall nicht recht passen und es empörte sich etwas in ihrem Herzen dagegen, Kuno mit den heidnischen Baals-

dienern vergleichen zu lassen, gegen welche die Pro=pheten eiferten. Gottliebe, obgleich sie ganz unverändert geblieben war, kam ihr jetzt so beschränkt und unver=ständig vor, wie noch nie, und es fing ihr an, ernst=lich Leid zu thun, daß sie nicht lieber geschwiegen hätte. Kein Schlaf wollte über sie kommen.

Gottliebe hatte keine Ruhe. Ob sie ihrem Zu=spruch doch noch nicht die rechte nachhaltige Wirkung zutraunte, ob ihr Eifer auch ohnedies eine weitere Bethätigung verlangte, jedenfalls beschloß sie, ihr Rettungswerk vollkommen zu machen, indem sie sich des Beistandes Derer versicherte, die Elma sonst die nächsten waren. Es schien ihr ein besonderer Glücks=fall, daß gerade zu dieser Zeit Vetter Lebrecht seinen Besuch gemacht, und daß er seine Abreise noch um einige Tage verschoben hatte. Er war ganz der Mann nach ihrem Herzen, und sie hatte sich's eigentlich frü=her nie anders denken können, als daß er und Elma ein Paar werden müßten. Noch am Einsegnungs=tage, als er ihr das goldene Kreuzchen schenkte, und sie darüber so glücklich war, wie nicht über das reichste Geschenk von anderer Seite, hatte sie die Hände ge=faltet und still vor sich hingesprochen: Gott geb's! Und vielleicht hatte sie doch recht vermuthet und die

Beiden, die zusammengehörten, fanden einander doch noch, wennschon nach Gottes unerforschlichem Rathschluß erst nach längerem Irrgange ihres Lieblings. Sie suchte früh Morgens den Kandidaten auf und hörte ihn, zur rechten Erquickung ihres bekümmerten Gemüths, schon draußen an der Thür allein für sich laut singen und beten. Das stärkte ihren Muth, ihm alles anzuvertrauen, was sie von Elma's Seelenzustand zu wissen glaubte, und sie fand ganz den treuen Freund in ihm, den sie erwartete. Er wolle nicht ruhen, versicherte er, bis der Böse gänzlich ausgetrieben und das fromme Haus von seinem Stank gereinigt sei.

Er säumte denn auch nicht, Elma um eine Unterredung zu bitten und ihr die Hölle heiß zu machen. Aber wenn er erwartet hatte, sie ohne große Mühe auf den Weg des Heils zurückzuführen, so wurde er doch sehr enttäuscht. Er fand sie bereits so verhärtet, daß die stärksten Beschwörungen erforderlich waren, sie nur zu vermögen, sich über die Hauptfrage mit ihm in ein Gespräch einzulassen, und dann mußte er zu seinem tiefsten Kummer erfahren, daß der Geist des Zweifels sich bereits ein warmes Plätzchen in ihrer Seele bereitet und nicht mehr mit Bibelcitaten

daraus zu vertreiben war. Die Gründe, mit denen Kuno sie widerlegt hatte, richtete sie nun gegen ihn, und sein Schrecken wuchs, als er sich geradezu aufgefordert hörte, das Buch der Bücher gegen die Wissenschaft zu vertheidigen. „Wo ist Wissenschaft," rief er entsetzt, „außer hier? Alles Menschenwissen ist eitles Wähnen. Und wenn aller Verstand aufsteht gegen die göttliche Vernunft, was beweist er anders, als daß er eine unreine Quelle der Erkenntniß und ein trügerisches Licht ist. Wie Gott zugelassen hat, daß das Böse in die Welt gekommen ist, damit der Gute sich in der Versuchung bewähre und der Mensch seine Schwachheit erkenne, so hat er auch zugelassen, daß der Zweifel gegen sein heiliges Wort sich umtreiben dürfe unter den Menschen, damit es den wahrhaft Frommen, die sich durchringen, um so höhere Gewißheit werde. Was ist ein Glaube, der annimmt und verwirft nach der Weisung des Verstandes? Jeder Buchstabe muß buchstäblich gelten; wenn ich einen nicht gelten lasse, so schwanken mir alle. Teufelswerk ist die Wissenschaft! Augenverblendniß! Es ist noch Streit darüber, ob auch nur zwei Menschen wirklich dasselbe sehen, und mit einem so unsicheren Organ will man sich vermessen, Gottes Wort Lügen zu

strafen? Nur in der Welt des Scheins gelten die so=genannten Naturgesetze, die sich die Menschen ausge=klügelt haben. Sie beweisen nichts, sie widerlegen nichts gegenüber dem wahren Sein, das in Gott ruht, und wovon wir nichts wissen können, als durch seine Gnade. Nur wenn wir das Fleisch abtödten und uns des Vorwitzes begeben, mit unserer mensch=lichen Vernunft das Uebernatürliche erkennen zu wollen, können wir derselben theilhaftig werden. Selig sind die Geistarmen!" —

„Und wir hätten also kein Recht zu forschen?" fragte Elma verwundert.

„Wir haben es," gab er zu, „aber nur innerhalb der Erkenntnißresultate, die uns unsere Religion ge=setzt hat. Was davon abführt, ist Blendwerk." —

„Und warum nennen wir uns Protestanten?" wandte sie ein. —

„Weil wir gegen die Fälschung des Wortes Gottes protestiren." — „Und gerade deshalb heißen wir selbst denen Fälscher, die sich im Besitz der wahren Offenbarung glauben." Er schlug die Augen gen Himmel und faltete die Hände. „Kind — Kind! wie weit bist Du schon verirrt! Ja, es war das schwerste Unglück, das die Kirche treffen konnte, diese

Spaltung im Glauben durch die Reformation; sie hat der Autorität eine unheilbare Wunde geschlagen. Unter ihrem Deckmantel unterminiren die Feinde der Religion das Fundament der Kirche fort und fort, und selbst die Tempelhüter werden schwach. Um so eifriger laß uns, die wir den Herrn lieben, Widerstand leisten, indem wir vor Allem unser Herz reinigen von der Neigung zu denen, die ihn verachten. Sage ab dem Bündniß mit dem Antichrist, und Du kannst noch Deine Seele retten!“

Nichts konnte auf Elma einen übleren Eindruck machen, als diese offene Verleugnung des Protestantismus Seitens eines Mannes, den sie sich von früh auf gewöhnt hatte, als ein neu aufflammendes Kirchenlicht zu betrachten. Wenn es schon ihrem milden Sinne unleidlich schien, sich blind der geistlichen Autorität zu unterwerfen, wie unfaßlich muß es dem wissenschaftlichen Forscher vorkommen, überlegte sie, sich von derselben Grenzen setzen zu lassen? Aber Vetter Lebrecht verlor bald bei ihr nicht nur als Theologe, sondern auch als Mensch; sein Bemühen ging zu offenkundig dahin, sie nicht nur Kuno abwendig zu machen, sondern auch sich selbst zu gewinnen, und die Freiheit, die er sich „als Vetter“ in

allerhand Beweisen seiner zärtlichen Zuneigung nahm und die er dann wieder mit dem Schilde seines geistlichen Lehramts zu decken suchte, verschüchterte sie vollends. Als nun gar Gottliebe in ihrem Eifer für den Kandidaten eintrat und ihn als den dem Herrn gefälligen Bräutigam pries, konnte über das, was im Geheimen geplant wurde, kein Zweifel übrig bleiben.

Elma war hartnäckig; es mußte nach anderem Beistand umgeschaut werden. Lebrecht beschwor seine Tante, ihren ganzen Einfluß zu gebrauchen, um das Mädchen auf bessere Gedanken zu bringen.

Frau von Riedeln gab nur ungern seinem Drängen nach; mit weiblichem Takte fühlte sie leicht heraus, daß sie zugleich ein Familieninteresse zu wahren habe und daß sie ihrer einzigen Tochter keine Gunst erweise, wenn sie die Lösung eines Verhältnisses zulasse, das die Gesellschaft bereits acceptirt habe. Es klang ihr auch wie ein Vorwurf, wenn der Kandidat einfließen ließ, daß bei einer gewissenhafteren Vorprüfung dem Unheil vorgebeugt worden wäre, und die Mutter konnte die Beschuldigung einer Pflichtversäumniß nicht ohne Opposition hinnehmen. Sie sprach mit Elma, aber sie drang nicht heftig in sie und gab, selbst von

dem jungen Eiferer bedrängt, nur widerstrebend ihre Einwilligung dazu, den Konsistorialrath in's Geheimniß zu ziehen und seine Meinung entscheiden zu lassen. Der alte Herr fand diese Gelegenheit, seine geistliche Einwirkung zu befestigen, zu günstig, um sie nicht nach Kräften auszunutzen. Er trat auf Lebrechts Seite, und die einzige Konzession, die er machte, bestand darin, daß er noch ein Examen des Bräutigams zulassen wollte, bevor man demselben das fromme Haus schließe.

Daß Elma trotz allen Anstürmens auf ihr sonst so weiches und nachgiebiges Gemüth nicht zu bewegen war, dieser Maßregel beizustimmen, und zuletzt gar mit einem ihrem Wesen ganz ungewohnten Eigensinn jede Ermahnung von der Hand wies und sich in ihr Stübchen einschloß, ohne selbst die alte Gottliebe auf deren dringendste Bitten zu sich einzulassen, galt nun nur um so mehr für einen Beweis des schädigenden Einflusses, den der Doktor schon auf sie geübt hatte. Man hatte gehofft, von ihr ein Schreiben an denselben zu erlangen, in dem er aufgefordert würde, mit dem Konsistorialrath zu konferiren. Davon mußte Abstand genommen werden. Der Kandidat erbot sich nun, Drösing in dessen Wohnung heimzusuchen und

die Angelegenheit mündlich zu ordnen. Frau von Riedeln schärfte ihm ein, mit aller Vorsicht und Milde vorzugehen und nicht zu vergessen, daß gegen Elma kein Zwang gebraucht werden dürfe.

„Eine Frau, die von ihrem Manne geliebt ist," meinte sie, „wird sich unter allen Umständen die Freiheit des Gewissens bewahren, und durch eine ununterbrochene sanfte Einwirkung auch ihn mit Gott versöhnen."

Der Kandidat hatte in seiner geistlichen Befangenheit auch nicht entfernt eine Vorstellung von der Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe. Sein einseitiger Verkehr mit Gesinnungsgenossen und die hochmüthige Abwendung von alle dem, was seiner vorgefaßten Meinung nach unrein und der Beachtung gläubiger Christen unwürdig war, hatte seine Fähigkeit, sich auf einen fremden Standpunkt zu versetzen und praktische Rücksichten zu nehmen, auf's Aeußerste beschränkt. So trat er denn auch bei Dr. Dröfing mit der ganzen Ueberlegenheit eines Mannes ein, der seiner Sache gewiß ist und die Form der Verhandlung zu bestimmen hat. Er vermied absichtlich den gewöhnlichen Umgangston, um sich in gemessener Entfernung

halten zu können, wenn eine zu vertrauliche Annäherung versucht werden sollte.

Der Doktor war nicht wenig überrascht durch diese Visite, die ihm den Weg zu Elma verlegte. Er hatte sich eben fertig gemacht, zu ihr zu gehen, da in der verabredeten Zeit ein Brief nicht eingetroffen war. Nun mußte er annehmen, daß sie ihm einen Boten geschickt hätte, und daß sie gerade diesen Menschen dazu wählte, schien anzudeuten, wie wenig sie sich ihm inzwischen genähert habe. Gleichwohl war er Weltmann genug, sich den Aerger, den er darüber empfand, nicht merken zu lassen, sondern den Gast mit aller Höflichkeit zum Sopha zu führen. Als der Kandidat aber in jenem Jargon, der ihm von der Kanzel her geläufig war, zu reden anfing, von der Sündhaftigkeit der Menschen sprach, die sich von dem reinen Glauben abgewendet hätten, und der noch größeren Sündhaftigkeit der Verworfenen, die gleich reißenden Wölfen in die Heerde der Gläubigen einfielen, um dem frommen Hirten ein unschuldiges Schäflein zu entwenden, da platzte ihm denn doch die Geduld, und laut auflachend fragte er, ob er sich als den Gegenstand eines Bekehrungsversuches zu betrachten habe.

Vetter Lebrecht glaubte nun erst recht den Bösen austreiben zu müssen und erhitzte sich immer mehr in leidenschaftlichen Anklagen.

Der Doktor kreuzte die Arme über der Brust und ließ ihn gewähren; als er aber eine Pause machte, um Athem zu schöpfen, sagte er mit so viel schneidiger Ruhe, als er erringen konnte: „Mein Herr, Sie bemühen sich ganz umsonst. Ich bin ein hartgesottener Sünder und viel verstockter als ein Hottentotte, der mit Ihrem Christenthum beglückt werden soll. Mich mit Ihnen über diese Dinge zu verständigen, halte ich für gerade so unmöglich, als überhaupt die Verständigung mit einem Menschen, der meine Sprache nicht versteht, und dem ich in der seinigen nicht antworten kann. Haben Sie also die Gefälligkeit, sich einfach dahin zu äußern, ob noch eine andere Mission Sie zu mir führt. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich dabei einer Ausdrucksweise bedienen möchten, die mich der Mühe überhebt, zu rathen, was Sie eigentlich wünschen. Wenn ich also bitten darf —"

„Sie weisen meine Hand zurück," fiel der Kandidat ergrimmt ein. „Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen die Brücke bauen wollte, auf der Sie wieder auf den Weg des Heils zurückgelangen können. Ja,

mein Herr Doktor, ich habe eine Mission. Es gilt, eine christliche Jungfrau aus den Schlingen zu retten, die der böse Feind bereits über sie geworfen hat, um sie zu verderben. Der böse Feind —"

„Sie sprechen von Elma und mir?"

„Ich spreche von dem theuren Mädchen, das meine nahe Anverwandte ist, und von dem Manne, der sie sich mit Leib und Seele zu verbinden wünscht. Mit Leib und Seele! Bedenken Sie das — und wenn noch ein Funke Gottesfurcht in Ihnen lodert, bedenken Sie auch die Verantwortlichkeit, die Sie für dieses in Ihre Liebesnetze verstrickte, früher so reine und gottselige Geschöpf übernehmen, wenn Sie ihm Ihren Unglauben in's Herz pflanzen, das ein Paradiesgärtlein sein sollte —"

„Zur Sache, mein Herr, zur Sache! Man erwartet von mir die Lösung dieses Verhältnisses?"

„Man erwartet von ihnen eine ehrliche Prüfung, ob Sie mit Gesinnungen, die aller Religion spotten, vor den Altar treten können, um ein Gelöbniß abzugeben, an das Sie selbst nicht glauben. Der Herr Konsistorialrath ladet Sie zu einer Konferenz ein; möge es dem würdigen Manne gelingen, Ihr Herz

zu wenden, damit Elma schwerer Kummer erspart werde."

Dr. Dröfing sprang auf. „Ich soll katechisirt werden? Das ist lächerlich, mein Herr!"

„Es ist bedauerlich, daß Sie dergleichen lächerlich finden."

„Und Frau von Riedeln wäre mit Ihnen einverstanden?"

„So weit vollkommen."

„Und Elma —?"

Der Kandidat verdrehte die Augen und hustete in die Hand.

„Und Elma —?" wiederholte Dröfing.

„Mein Herr, Elma ist — Braut. Sie hat Ihnen ein Jawort gegeben, und ihre Gewissenhaftigkeit leidet unter dem Gedanken, es Ihnen ohne die dringendsten Ursachen zu entziehen. Aber diese Ursachen sind die dringendsten, und wir, ihre Seelenfreude und Berather —"

„Genug mein Herr," rief Dr. Dröfing. „Sagen Sie Elma, daß ich sie nicht betrügen will, und daß ich ihr für die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen keine weiteren Garantieen zu leisten fähig bin, als durch die Versicherung, daß ich sie liebe, und daß ich ihr

dieſes Bekenntniß am Altar wiederholen will. Genügt ihr das nicht, ſo giebt es für mich zu meinem tiefſten Bedauern kein Mittel, einen unſeligen Entſchluß abzuwenden. Daß zwiſchen mir und dem Konſiſtorialrath ein Ausgleich der Meinungen unmöglich, weiß ſie; eine Unterredung mit ihm würde alſo ganz fruchtlos ſein. Sonſt habe ich Ihnen nichts zu ſagen."

Der Kandidat verneigte ſich tief und verließ ohne ein Wort der Erwiderung das Zimmer.

Kuno preßte die Zähne zuſammen und ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Dieſer eingebildete Narr!" knurrte er ärgerlich. „Der Triumph wäre ihm zu gönnen, bei mir mit ſeinen Heidenbekehrungserfolgen anzufangen. Hält dieſes Sperlingsgehirnchen mich für ſchwachköpfig genug, in die Falle zu gehen, weil ein hübſches Mädchen darin ſitzt, das mein Herz gefangen hat? Lieber das Herz im Stich laſſen und den Kopf retten. Aber kann's denn möglich ſein? Elma — Elma!" Er rannte auf und ab, geſtikulirte wild, fuhr mit den Händen durch die Haare, klopfte mit dem Knebel gegen die Stirn. Dann öffnete er ſeine Mappe, ſchrieb einen Brief, zerriß ihn und verbrannte die

Fetzen. Endlich nahm er Hut und Stock und ging nach der Sternwarte.

Professor Dobecker kannte seinen jungen Freund lange genug, um ihm sofort abzusehen, daß ihm etwas sehr verdrießliches begegnet sein müsse. „Sagen Sie in aller Welt," fragte er, nachdem er ihn eine halbe Stunde beobachtet hatte, „was ist mit Ihnen seit einigen Tagen vorgegangen? Sie sind gar nicht mehr der frische Mensch von vorhin. Haben Sie Streit mit ihrer Braut gehabt? He — getroffen? Nun natürlich! Was kann eben sonst einen Bräutigam so ganz außer Fassung bringen? Schnell — beichten Sie!"

„Ach — Albernheiten!" knurrte Drösing ablehnend. Aber das Herz war ihm doch zu voll, es mußte erleichtert werden. In Kurzem fing er selbst an, sich offen mitzutheilen. Hier kann's am wenigsten schaden, dachte er, der Alte kommt nicht aus seiner Klause heraus und sieht Niemand; den Sternen mag er's wiedererzählen — die haben sich schon so manches Leid geduldig klagen lassen müssen und sind davon nicht trüber geworden.

„Hätt' ich's Ihnen doch gleich nach jenem Besuch bei uns sagen können!" bemerkte Dobecker schmunzelnd.

„Wenn ich auch nicht viel Welterfahrung habe, so viel getraue ich mir die Menschen doch zu tariren, ob ich ihnen etwas sein kann oder nicht. Wem ich aber nichts sein kann, der kann mir auf die Dauer auch nichts sein, so vortrefflich in seiner Art er übrigens sein mag. Das klingt egoistisch, ist doch aber ganz natürlich. Je exklusiver ich mich mit etwas beschäftige, um so enger wird der Kreis Derer, die ein Verständniß für mich mitbringen; ohne dieses Gemeinsame giebt es aber keinen nachhaltigen Verkehr. Daß der Majorin unser Sternhimmel eben so gleichgültig ist, wie mir das neueste Modeblatt, hatte ich auf den ersten Blick heraus, und ob er dem schönen Töchterchen mehr ist, als ein Gegenstand sentimentaler Betrachtungen, das müssen Sie besser wissen, als ich."

Der Docktor seufzte. „Es ist etwas daran, Bester! Aber wenn Unsereiner auf eine junge Dame warten wollte, die allenfalls im Stande wäre, uns rechnen zu helfen, so könnte uns die Zeit doch lang werden; und wenn sie sich endlich finden ließe, wäre vielleicht noch die Frage, ob sich in uns irgend etwas für sie bewegte. Sie verstehen eben von der Liebe nichts, guter Professor."

„Gott sei Dank!“ rief der Alte. „Wenn ich Sie sehe, darf mich nicht gerade die Reue beschleichen. Sie haben Recht: ich hatte von jeher nur eine Liebe, das war meine Wissenschaft. Ihr danke ich meine innigsten Freuden und für sie habe ich mein ganzes Leben eingesetzt. Meint Einer theilen zu können, den lache ich aus. Ein rechter Wissenschaftsmann muß unbeweibt bleiben. Entweder er wird ein guter Ehemann und Vater, und dann ist ihm sein Studium ein Tagesgeschäft, das Erwerb bringt und das er auf's Knappste beschränkt, um der Familie zu leben; oder er strebt weiter und konzentrirt nach wie vor alle seine Gedanken auf den einen Punkt, und dann werden ihm bald Weib und Kind lästige und lähmende Anhängsel. Sie werden ja meinen Rath nicht befolgen, aber gut bleibt derselbe doch: nehmen Sie die günstige Gelegenheit wahr, sich herauszuziehen! Ich habe auf Sie viel gehofft; Sie sollten einmal mein würdiger Nachfolger werden, habe ich gemeint, und fortsetzen, was ich unvollendet lassen muß. Sie haben's mit einem andern Schatz versucht, und es ist Ihnen schlecht bekommen. Lassen Sie's dabei bewenden — graben Sie sich in Ihre Rechnungen ein — vergessen Sie die dumme Geschichte so bald als möglich. He?

Wollen Sie? Sehen Sie mich an: man wird auch ohne die andere Hälfte des Menschengeschlechts fertig. Nun?"

Dröfing mußte unwillkürlich an die Worte seines Wolfram von Eschenbach denken:

Frauenminne muß verschwören
Wer zur Schaar des Grales will gehören!

Aber er hütete sich wohl, dem Professor eine so günstige Belagstelle für sein weiberfeindliches Prinzip zu zitiren. „Man kommt so leicht nicht los, wenn man einmal gefangen ist," sagte er; „die ganze Lebenskunst ist auch hier nur: in Ketten frei zu sein."

„Das mögen die Dichter reimen," bemerkte der Professor. „Wenn Sie übrigens den Muth nicht haben, sich allenfalls auch nach meinem Beispiel auf sich allein zu beschränken, um ganz unabhängig der Wissenschaft zu leben, so kann ich nur vorschlagen, von dem Spuk, der sich Ihnen auf die Nase setzt, kein Aufhebens zu machen. Etwas mehr oder weniger Unsinn — was kommt es darauf an? Die Wahrheit ist den Leuten zu nackt. Sie können sie nicht ansehen, ohne sich ihrer eigenen Feigenblätter zu schämen; und da sie wegen allerhand Schwächen und Gebrechen die Feigenblätter nicht entbehren können,

sehen sie lieber gar nicht hin. Wer mit der Gesellschaft in Frieden leben will, läßt sich diesen Ausputz gutwillig gefallen. Sich gegenseitig anzulügen, um sich im gesellschaftlichen Verkehr mit einander auf guten Fuß zu stellen, hält man ja für gar nichts Schlimmes, und sich langweilen zu lassen, ohne zu gähnen, gradezu für eine Tugend. Warum also plötzlich stutzig werden? Wenn Sie sich verheirathen wollen, müssen Sie ja doch in die Kirche. Ist das nun im Grunde etwas Anderes, wenn Sie auch sonst einmal gelegentlich Orgel spielen hören, ein geistliches Lied singen und eine Predigt genießen? Sagen Sie mir nicht: schade um die schöne Zeit! Ein Mensch, der's fertig bringt, täglich einige Stunden mit einem kleinen Mädchen über allerhand Puppenkram zu verplaudern, oder noch lieber gar nichts zu thun, als in ein Paar blaue Augen zu kucken und einen rothen Mund zu küssen — ein solcher Mensch weiß gar nicht, was Zeit bedeutet. Da haben Sie's!"

Dr. Drösing hörte ihm mit sehr gemischter Empfindung zu. Daß des Professors Rath ernst gemeint sei, konnte er kaum annehmen; aber für bloßen Spott durfte er ihn auch nicht halten. Der Alte machte einmal seinem bis dahin verhaltenen Aerger über die

Abtrünnigkeit seines Gefährten Luft, vielleicht wirklich in der Hoffnung, ihn noch zu sich zurückzuziehen. Gelang es, ihm die Brautschaft zu verleiden, indem er ihm das unleidlichste Mittel anzeigte, sie zu konservieren, so konnte er schon gewonnen haben. Nur daß er doch kein rechtes Verständniß dafür hatte, wie tief im Herzen dem jungen Gelehrten die Neigung zu dem lieblichen Kinde saß, dessen Blicke, Küsse und Plauderworte sich gar nicht so leicht entbehren lassen wollten. Durch die schwärzesten Wolken des Unmuths brach immer wieder die Erinnerung daran wie ein warmer Sonnenstrahl. Ihn fröstelte, wenn er an ein Leben ohne Liebe dachte.

Er arbeitete die ganze Nacht durch, um dem Professor zu beweisen, daß sein wissenschaftlicher Eifer nicht gelitten habe, und schlief dann bis über den Mittag hinaus. Und wieder kam die bewußte Abendstunde, die ihn so unruhig machte, und wieder stand er vor der Frage: was thun? Es war mit Elma verabredet, daß er kommen solle, wenn sie nicht schreibe; und nun hatte er doch bis zum letzten Augenblick auf einen Brief von ihr gewartet, in dem freilich etwas Anderes stehen sollte, als die Ankündigung einer neuen Ueberlegungsfrist. Nach dem, was inzwischen

geschehen und was ihr doch unmöglich verborgen geblieben sein konnte, mußte sie ihn ausdrücklich zurückrufen, meinte er, wenn nicht auf ihr Einverständniß mit den ihrigen geschlossen werden sollte. Und nun rief sie ihn nicht; und wenn er ungerufen ging, konnte sie selbst an seine Unterwerfung unter Forderungen glauben, die ihn empörten, ihr aber vielleicht sehr unverfänglich erschienen. Nein! kein Schritt entgegen! auch jetzt nicht!

Es war ihm, als ob er Elma durch irgend etwas reizen müsse, sich schneller zu entscheiden. Eifersucht, dachte er, könnte wohl ein solcher Sporn sein. War's denn gar nicht möglich, sie wissen zu lassen, daß Professor Bastian eine schöne und kluge Tochter Namens Ulrike habe, daß er in dessen Hause früher recht oft die Abende zugebracht und daß er auch jetzt wieder, statt in Sack und Asche zu trauern, die erste freie Stunde benutzte, sich der werthen Familie in Erinnerung zu bringen? Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, auf so etwas zu spekuliren, als er vor einigen Tagen die so lange nicht inkommodirte Glocke in Bewegung zu setzen beschloß; nun aber nachträglich fiel ihm zu vielem Andern, was nicht gescheuter war, auch das ein, und er spann den Faden mit geschäftiger

Phantasie immer feiner und weiter aus. Der Zufall konnte es ja doch so fügen, wenn er demselben nur Gelegenheit gab. Und schließlich war's schon immer eine Art von Erleichterung seines eigenen ungeduldigen Zuwartens, wenn er nur selbst das Gefühl hatte, etwas zu thun, was diesen Effekt hervorzubringen im Stande war. Wer konnte auch wissen, wozu dies und das führte, und wenn am Ende wirklich ein Verzicht nöthig werden sollte, wo konnte er gründlicher zur Einsicht seiner Lage und dieser Nothwendigkeit gebracht werden und zugleich einen tröstlicheren Ersatz finden, als bei Bastian? Vielleicht war es die größte Narrheit, sich in ein blutjunges Mädchen zu verblieben, das er lange Zeit nur als eine fleißige Kirchengängerin kannte, und vielleicht konnte sich nichts Günstigeres treffen, als dieses Zerwürfniß, das ihn auf den früher nicht gehörig beachteten rechten Weg führte. Alle diese Vielleichts stießen gewaltig gegen die Mauer an, hinter der er in allen ruhigen Stunden sein holdes Liebesglück gegen alle Anfeindungen der mißgünstigen Welt und seines eigenen zweifelsüchtigen Herzens für gesichert gehalten hatte, und es war wohl auch jetzt nur Selbsttäuschung, wenn er in dieselbe schon eine Bresche gelegt sah oder ihre Schranken

zu fühlen meinte, aber augenblicklich hatte er seine quälerische Freude am Zerstören und Vernichten — am liebsten hätte er sich selbst, wie man sagt: „zerreißen" mögen.

Der Schluß dieser Meditationen war, daß er Hut und Stock nahm und zu Bastian ging. Man würde es ihm hoch anrechnen, meinte er, wenn er so über alle Erwartung gewissenhaft sein Wort hielte.

Der Professor war diesmal nicht über sein Kommen verwundert, wohl aber über sein schnelles Wiederkommen, und er war nicht der Mann, so etwas für sich zu behalten.

„Bravo!" rief er aus seiner Bücherburg vor, „bravo! Sie gewöhnen Ihre Braut bei Zeiten an Unhäuslichkeit, um hinterher im Ehestande das köstliche Gut der Freiheit nicht vertheidigen zu dürfen. Eine junge Frau weiß Stricke zu binden, die eine ganz eigene Haltbarkeit haben, und wer sich mit denen erst einmal hat binden lassen, der kommt nicht so leicht wieder los! Nun, willkommen — willkommen! Aber daß ich Ihnen wieder den ganzen langen Abend widme, um dann bis in den Morgen hinein nachzuholen, was ich über Ihrer liebenswürdigen Unterhaltung versäumte, diesen Egoismus, Theuerster, werden

Sie mir nicht zumuthen, der Sie sonst ja doch stets mit einem vielbeschäftigten Wissenschaftsmann zu fühlen verstanden. Da nebenan sind die Weibsen, die haben Gottlob immer Zeit, und denen kommen Sie wie gerufen. Sie finden den jungen Doktor Spieß bei ihnen; den hab' ich schon auf dieselbe Weise hineinspedirt — ha, ha, ha! Zu Philippi sehen wir uns wieder, und wir wollen eine gute Klinge schlagen — bei'm heiligen Modestinus, der mich eben bei'm Kopf hat und nicht losläßt, bis ich ihm dafür gründlich auf den Zahn gefühlt habe! Ha, ha, ha, das wollen wir!"

Dröstng war diese ungenirte Abfertigung gar nicht nach Wunsch; er hatte erwartet, rücksichtsvoller behandelt zu werden. Und er sah nicht einmal das Faustgesicht, das hinter dem Bücherstapel untertauchte. Die Aussicht, Doktor Spieß bei den Damen zu finden, machte ihn auch nicht gerade begieriger, in die Gesellschaft einzutreten. Er kannte den jungen Mediciner als einen Menschen, der sich sehr geistreich vorkam, wenn er alles Heilige in den Staub trat, und der kein größeres Vergnügen kannte, als bis an die äußerste Grenze des Schicklichen hinanzuwitzeln. Seinem ernsten Sinn hatte er nie zugesagt und in

Damenkreisen war er ihm förmlich zuwider gewesen. Nun schien ein Rückzug ganz unausführbar, wenn er die Frau vom Hause nicht geradezu beleidigen wollte. Also die Augen zugedrückt und weiter!

Mutter und Tochter wechselten einen schnellen, verständnißinnigen Blick, als er eintrat. Sie hatten nach seinem ersten Besuch alle Eventualitäten durchberathen und waren jetzt mit ihrem Urtheil fertig. Die Professorin schlug ganz verwirrt die Augen nieder, aber Ulrike hob den Kopf um so höher. „Vortrefflich, daß Sie uns zu Hilfe kommen, lieber Doktor," rief sie ihm zu, „wir werden eben auf's Furchtbarste in die Enge getrieben. Können Sie sich denken, daß unser Partner hier allen Ernstes den Geist leugnet und mit der Materie Abgötterei treibt? Ich will mir's allenfalls abdisputiren lassen, nach dem Tode ein Engel zu werden, aber bei lebendigem Leibe geistlos zu sein, der Gedanke ist nicht auszuhalten."

„Müssen junge Damen denn auf den Tod warten, um sich als Engel zu entpuppen?" fragte Spieß mit dreister Galanterie. „Wir Männer treiben hoffentlich keine Abgötterei mit der Materie, wenn wir die weibliche Schönheit anbeten, die doch nur sinnlich wahrnehmbar ist."

„Darum giebt es auch nichts Langweiligeres, als eine angebetete Schönheit," bemerkte Ulrike. „Ich weiß nicht, ob ich nicht lieber ein weiblicher Satan wäre."

„Meinen Sie, daß es in der Hölle intereſſanter iſt, als im Himmel?" wendete Spieß lachend ein. „Halten wir uns an die Erde: ſie iſt uns noch immer am ſicherſten. Was wir mit Händen greifen können, mag nicht viel ſein — es kommt auf den Appetit an — aber es iſt doch immerhin etwas."

Ulrike ſah auf Doktor Dröſing, als ob er an der Reihe wäre, zu antworten. „Der Geiſt beweiſt gern ſeine Stärke in der Bemühung, ſich ſelbſt zu negiren," ſagte er. „Doch wohl ein gutes Zeichen, daß er von ſich ſelbſt weiß."

„Aber nichts von ſich wiſſen will," ſetzte Ulrike hinzu. Sie blickte wieder zu Doktor Spieß hinüber, ſo kokett herausfordernd, als ob ſie deſſen Bravo provoziren wollte.

Es blieb auch nicht aus, und die Rede ging nun ſcharf hin und her, indem Dröſing mit immer hitzigerem Eifer in einer Richtung opponirte, gegen die er ſich ſonſt oft genug ſelbſt gewandt hatte. In der Philoſophie, verfocht er, beſchäftige der Geiſt ſich

mit sich selbst und gebe dadurch einen Beweis seiner Fähigkeit, sich zu emanzipiren; die Philosophie vertrete dem Gebildeten die Stelle der Religion.

Doktor Spieß war weit entfernt, das gelten zu lassen. „Die sogenannte Philosophie," sagte er, „lasse ich mir allenfalls gefallen in ihrer wörtlichen Bedeutung als Weltweisheit, das heißt als Lehre vom Nützlichen; wo sie prätendirt Wahrheit zu offenbaren, hat sie, wenn sie nicht offen oder versteckt in den Dienst der Religion getreten getreten ist und damit sich ohne Weiteres selbst gerichtet hat, alle Irrwege der Naturwissenschaft getreulich mitgemacht. Sie hat nur eine einzige wirkliche Errungenschaft, das ist die Logik; aber die Logik lehrt nicht richtig denken, sondern richtig und allgemein verständlich die Zeichen gebrauchen, in welche die Sprache das Sinnlich-Begreifliche zerlegt hat. So weit über diese Zeichen keine vollkommene Vereinigung stattfindet, giebt es auch keinen logischen Beweis, und da eigentlich nur die Zahl Allgemeingültigkeit hat, so ist die Mathematik die einzige Wissenschaft, in der die Logik ganz rein zur Anwendung kommt und daher auch zu unumstößlichen Resultaten führt. Im Uebrigen bemühen sich die Philosophen vergebens, Zeichen zu

finden, die ebenso deutungsunfähig und scharf begrenzt wären; aber die Entwickelung der Sprache durch technische Ausdrücke bewirkt nur, daß die Wenigen einander verstehen und gelten lassen, die sich einbilden, über deren Bedeutung in Uebereinstimmung zu sein, und für sie haben dann gewisse Systeme Wahrheit. Ließe sich unsere Vorstellung vom Uebersinnlichen, unser sittliches Gefühl und unsere Formempfindung mit Zeichen ausdrücken, die wir wie Zahlen gebrauchen könnten, so hätten wir eine Methaphysik, Ethik und Aesthetik auf logischen Grundlagen. Jetzt ist es höchstens eine gutmüthige Konzession, wenn wir auf diesen Gebieten von wissenschaftlichen Leistungen sprechen. Die Physik allein kann uns fördern, aber auch nur dann, wenn sie experimentirt oder rechnet. Die Philosophie mag sie sich sorgsam vom Leibe halten!"

„Sie vergessen," bemerkte Drösing kühl, „daß wir der Philosophie jene Aufklärung der Geister verdanken, welche uns erst die Toleranz in religiösen Dingen hervorgebracht hat, ohne die unsere wissenschaftlichen Arbeiten noch immer für gemeingefährlich gelten würden."

„Sie geben also zu," fiel Ulrike eifrig ein, „daß mit der Religion erst gründlich aufgeräumt werden

muß, wenn fruchtbarer Boden für die Wissenschaft gewonnen werden soll!" Sie blinzelte neckisch seitwärts ihrem Nachbar zu und drohte zugleich Drösing mit dem Finger. „Ei, ei! Was sagt Ihre Braut dazu?"

Das verdroß unsern Freund. „Ich bin wohl nicht ganz richtig verstanden," sagte er abwehrend. „Ich bin der Meinung, daß man nicht gut thut, mit etwas aufzuräumen, wie Sie diesen Prozeß zu nennen belieben, wenn man nicht zugleich etwas Anderes, mindestens gleich Gutes, womöglich Besseres und jedenfalls Positives an dessen Stelle setzen kann. Dem Ungebildeten — ich meine, dem zum Selbstdenken nicht erzogenen und befähigten — seine Religion nehmen, heißt nicht nur ihm seinen sittlichen Halt nehmen, sondern auch sein geistiges Leben abschneiden. Selbst sein Aberglaube in unserm Sinne ist noch immer ein Glaube; jeder Glaube aber bezeichnet ein ideales Verhältniß zu etwas Höherem, Reinerem und Freierem. Damit soll aber nicht dem Fortschritt das Thor geschlossen sein. Nur darf er nicht wähnen, mit Spott und Hohn einziehen und dem Armen das Evangelium weglachen zu dürfen, sondern er wird Bildung und Wissen zu verbreiten haben und damit ganz von selbst eine vernünftigere Erkenntniß fördern.

Es giebt zwei Sorten von Menschen, die mir ganz unleidlich sind: die einen sind die Politiker, die ohne jede Geschichtskunde und Einsicht in die Bedingungen des Völkerlebens mit eingelernten und unverstandenen Phrasen höchst liberal den Staat und die Gesellschaft über den Haufen werfen, und die anderen sind die religiösen Freidenker, die mit vollem Munde Gott aus der Welt schwadroniren, und sich nicht einmal auf ihr Einmaleins verlassen können. Ich will Ihren Untersuchungen über die Nervensubstanz nicht zu nahe treten, lieber Herr Kollege, aber damit die Resultate, die Sie gewinnen, Gemeingut werden, müssen noch viele Schullehrer das ABC Ihrer Wissenschaft lehren."

„Womit denn doch noch nicht bewiesen ist, daß ich besser thäte, den Schullehrer als den Forscher zu zu spielen," bemerkte Dr. Spieß achselzuckend.

„Und daß man so lange zu singen und zu beten hat," setzte Ulrike hinzu, „bis man es in der Gelehrtheit mit einem Professor der Philosophie aufnehmen kann. Ich muß bekennen, daß mir die Philosophie gerade so böhmischer Wald ist, als die Religion, und daß ich's für sehr gerathen halte, meinen gesunden Menschenverstand zu befragen, um nicht zu verirren."

Dröfting fand dieſes vorlaute Abſprechen ſehr wenig nach ſeinem Geſchmack. Es lag ihm ſchon eine Abfertigung auf der Zunge, die ihm ſicher als eine Unart ſchwer verdacht worden wäre. Aber er bezwang ſich. „Darf ich Sie an ein Dichterwort erinnern, mein Fräulein?“ fragte er ernſt. „Man hat das Recht, ſich zu keiner Religion zu bekennen, aber es muß geſchehen — aus Religion. Nicht aus Gleichgültigkeit gegen die höchſten Dinge, die zu verlieren eine unerſetzliche Einbuße iſt!“

„Aha!“ rief Spieß, „nun bekennen wir endlich Farbe. Alſo halb und halb ſind Sie doch bereits mit den Schwarzen im Bunde?“

„Halt!“ intervenirte Ulrike, indem ſie mit ausgeſtreckter Hand gleichſam den Luftraum zwiſchen den Gegnern durchſchnitt und dadurch in dem Steit eine Grenze zog. „Keine Indiskretion! Wenn man ſchon ſeinen Feinden goldene Brücken zum Rückzuge zu bauen hat, wie viel mehr ſeinen Freunden zur Rückkehr. Wiſſen Sie nicht, daß Noth beten lehrt?“

„Aber wer wird denn gleich aus der Noth eine Tugend machen?“ ſtichelte Spieß weiter.

„Verlaſſen wir dieſes unerquickliche Thema,“ bat die Profeſſorin, die mit größtem Eifer geſtrickt hatte.

„Am Ende kennen wir ja doch Doktor Drösing gut genug, um zu wissen, was wir von seinem Uebertritt zu halten haben.“

Es war gut, daß Bastian am Tisch fehlte; er hätte sich's schwerlich entgehen lassen, die peinliche, Stille, die diesen Worten folgte, durch eine drastische Lobspende über die Zartheit seiner guten Frau abzukürzen. Nun schluckte Ulrike mit einiger Anstrengung eine Bemerkung herunter, während Doktor Spieß mit spöttischem Gesicht dreinschaute und mit den Fingern auf dem Tisch trommelte, und fragte denselben dann, die Tonart wechselnd: „wie fanden Sie denn neulich im Theater Fräulein Holler als Margarethe Western?“

„Im Ballkleide zu stark decolletirt,“ antwortete Spieß trocken.

„Ah! ich glaubte, die Herren wären sehr dankbar für dergleichen Extravaganzen?“

„Ich bitte Sie! Bei so dürftigen Mitteln gebietet es wirklich der gute Geschmack, sich auf Enthüllungen nicht einzulassen.“

So ging die Unterhaltung im freiesten Tone fort, und Drösing fühlte sich mehr und mehr verstimmt, je weniger es ihm gelang, sie zu beherrschen

und in Schranken zu halten. Dabei schien es ihm, als ob Ulrike sich recht auffällig ein Genüge daran that, sich emanzipirt von allen mädchenhaften Rückseiten zu zeigen, vielleicht um den Gegensatz zu dem frommen Kinde, das er seine Braut nannte, um so heller in's Licht zu stellen. Wie sehr sich derselbe auch äußerlich zu erkennen gab, wurde ihm jetzt erst recht bemerklich. Ulrike hatte eine hohe, freigewölbte Stirn, und das schwarze Haar straff aufgenommen und toupirt; in den dunkeln Augen blitzte es unruhig wie lauerndes Feuer, und die Lippen schienen sich nur ungern über den scharfen Zahnreihen zu schließen, immer bereit, ein rasches Wörtchen der Entgegnung durchschlüpfen zu lassen, oder sich zu einem hellen Lachen noch mehr zu öffnen. Dachte er sich den blonden Lockenkopf daneben mit den großen milden Augen und den sanften Zügen um den lieblichen Mund, vernahm er einen Nachklang der weichen Stimme in seinem Ohr, wie sie so hold flüsterte und jede freudige Aufwallung so warm vom Herzen her zu seinem Herzen ausströmen ließ, dann erschreckte es ihn, sich hier zu wissen und es war ihm, als ob er sich einer schweren Abtrünnigkeit zu beschuldigen hätte. Daß Ulrike mit Doktor Spieß kokettirte, während sie ihn sonst in seinem

Beisein stets so ziemlich über die Achsel angesehen hatte, und daß er sich sagen mußte, diese veränderte Behandlungsweise sei nicht auf einen Umschlag ihrer Gesinnungen für den Kollegen, sondern auf den Wunsch zurückzuführen, ihn selbst zu weiteren unbesonnenen Schritten zu reizen, machte ihn noch verdrießlicher. Als nun gar Bastian seine Bücher schloß und erklärte, „den Rest des Abends der Familie und den theueren Gästen widmen zu wollen," worauf er sofort am andern Ende des Tisches eine „schwere Batterie von Zwölfpfündern" auffuhr, um bald „blind gegen seine schreckhafte Frau," bald „scharf gegen die wankelmüthige Sternwarte" zu donnern, konnte Dröfing kaum die Zeit erwarten, die ihm den Aufbruch gestattete. Mit sich und der ganzen Welt unzufrieden, langte er in seiner Wohnung an, zerbrach die Glocke seiner Lampe, warf eine Karaffe mit Wasser um und eilte mürrisch zu Bett. —

Wieder kam ein Sonntag.

Er führte sich recht sonnenhell und freundlich am Morgen ein. Die Fenster waren mit dünnen und zarten Eisblumen bewachsen, die sich nun von den feinen Spitzen und zierlichen Rändern abwärts in funkelnde Wassertropfen aufzulösen begannen. Drüben

auf den Dächern lag frischgefallener, Schnee, und die hohen Giebel der Seitenstraße legten tiefblaue Schatten auf die von der Sonne gelbröthlich angehauchte Fläche. Die Schornsteine rauchten eifrig nah und fern, als ob sie sich beeilen wollten, mit ihrem gewöhnlichen Tagewerk fertig zu werden, um dann auch ihre Sonntagsruhe zu haben; das hohe Dach und der Thurm der Johanniskirche, die über die Häusermassen der nächsten Straßen weit hinausragten, waren wie in bläulichen Dunst getaucht. Dahinter stand eine schwere graue Wolke, scharf gegen den klaren Himmel oberhalb absetzend und mit einer neuen Schneeladung drohend. Jetzt ließ sie durch den Kontrast das von ihr eingerahmte hellwinterliche Bild nur noch freundlicher vortreten. Kuno stand lange am Fenster, hauchte oben an der Glasscheibe die dünne Eiskruste gänzlich fort und schaute zum Johannisthurm hinüber, oder auf die stille Straße hinab, die heute wie aufgeräumt und sonntäglich geputzt aussah.

In der ganzen Christenheit ist heute Sonntag, mußte er denken. Es war zum ersten Mal seit langen Jahren, daß er sich dabei etwas dachte. Daß viele Millionen Menschen einen gemeinsamen Feiertag haben, daß es für sie, wie verschieden auch ihre

Lebensstellungen und Beschäftigungen sind, oder unter welchen Himmelsstrichen sie wohnen, einen Vereinigungspunkt ihrer Gedanken giebt, läge er auch nur in dem Behagen der Ruhe nach schwerer Anstrengung, daß fromme Lippen hier und dort überall auf der Erde dieselben Gebete sprechen und sich eines großen Mitmenschen, eines Erlösers von Knechtschaft in Ehrfurcht und Liebe erinnern — es erfaßte ihn diesmal so eigen, er wußte selbst nicht, wie er zu solchen Vorstellungen kam. Elma war nicht einmal unmittelbar die Vermittlerin; er dachte freilich auch an sie, aber sie schwebte ihm nicht als fromme Kirchgängerin vor, sondern in merkwürdigem Gegensatze zu dem glänzenden Tagbilde vor seinen Augen träumte seine Phantasie sich in jene Sternnacht zurück, als er mit ihr auf dem Balkon der Sternwarte stand und zum letzten Mal ganz glücklich war. Da war es Tag und Sonnenschein in seinem Herzen gewesen; aber freilich — die dunkle Wolke drohte auch damals schon an seinem Horizont, und wenige Minuten genügten, sie hinaufzutreiben und seinen ganzen Himmel zu verdüstern.

Er griff nach seinem Buche und setzte sich an's Fenster um zu lesen. Es war ein Zufall, daß er das

Kapitel „Trevrezunt“ aufschlug, zu dessen Anfang Frau Aventüre selbst sich so schmeichelnd beim Leser einführt:

„Thut auf!“ Wem? wer seid ihr?
„Ich will in's Herz hinein zu Dir.“
So begehrt ihr engen Raum.
„Was thut es, faßt er mich auch kaum:
Ueber Druck wirst Du nicht klagen.
Ich will Dir nun viel Wunder sagen.“

Also „in's Herz hinein“ und „Wunder“! er las eifrig weiter.

Parcival, nachdem er weit umhergeirrt, in manchem wackern Kampf Sieger geblieben ist und doch unwissentlich, aber uns Unachtsamkeit, weil er das Wunderbare sah und nicht fragte, weil er der Zeuge schwerster Leiden war und doch dem Mitleid nicht Stimme gab, den heiligen Gral verloren hat, reitet in unbekannter Gegend durch den Wald und findet in einer neuerbauten Klause die unglückliche Sigune, die in härenem Bußgewande den verlorenen Geliebten betrauert.

Er fand da eine Klausnerin:
Gott zu Liebe gab sie hin
Magdthum und alle Erdenlust.

Ihrer weiblichen Bruſt
Entblühte Trauer, ewig neue,
Doch aus der Wurzel alter Treue. —

Das ging ſchon „in's Herz hinein.“ Dieſe rührenden Laute gemahnten ihn an das blondlockige Mädchen, das vielleicht auch den Geliebten geſtorben wähnte und, um ihn in ewig neuer Trauer aus alter Treue zu beklagen, gern Magdthum und alle Erdenluſt hingegeben und eine ſtille Klauſe geſucht hätte. Das ſah der Frommen, Geduldigen, in Gott Ergebenen ganz ähnlich. — Ritter Parcival zieht dann weiter, beſteht ein Abenteuer mit einem Gralsritter und reitet wieder viele Wochen lang in der Irre umher, bis er eines Tages im tiefen Walde einen alten Ritter mit ſeinen zwei Töchtern antrifft, die barfuß gehen, obgleich Schnee gefallen war. Er fragt den Alten, was dieſe Bußfahrt bedeute, und muß des grauen Ritters Klage über ſich hören, daß er die heiligen Tage nicht nach der Sitte ehre und gewappnet reite, ſtatt barfuß des Tages Feſt zu begehen.

Da gab ihm Parcival Beſcheid:
„Herr, ich weiß zu keiner Zeit,
An welchem Ziel das Jahr nun ſteht
Und wie der Wochen Zahl vergeht.

Wie die Tage sind benannt,
Das ist mir Alles unbekannt —"

Darob entsetzt sich der Alte, denn es ist der Charfreitag, der Tag, der aller Welt freudvoll und leidvoll sein muß, da Christus an ihm in den Tod ging, um die Menschen von Schuld zu erlösen. Er ruft ihm zu:

Wofern ihr nicht ein Heide seid,
Herr, so heiligt diese Zeit —

und verweist ihn an einen heiligen Mann in der Nähe, der ihm Rath geben werde, wie er seine Missethat büßen könne.

Da geht Parcival in sich:

Traurig ward sein Gemüthe.
Jetzt zuerst gedacht er Seiner Macht,
Der die Welt aus Nichts gemacht,
Der ihn erschaffen und erhalten,
Wie der gewaltig müsse walten.

Er vertraut sich nun blind höherer Führung an:

„Ist Gottes Kraft so groß,
Daß sie beiden, Mann und Roß,
Mag die rechten Wege weisen,
So will ich seine Hülfe preisen —"

läßt dem Pferde den Zügel frei und treibt es mit den

Sporen an. So findet er in Fontän sauvasch den frommen Einsiedel Trevrezent. „Herr," spricht er zu ihm, „nun gebt mir Rath: ich bin ein Mann, der Sünde that." Von ihm erst erfährt er, wie lange er weisungslos irrte. „Mir ist Freude wie ein Traum," seufzt er, und dann folgt sein Bekenntniß:

„Herr, ich geb' euch mehr noch kund.
Wo Münster oder Kirche stund,
Darin Gott Ehre soll geschehn,
Da hat kein Auge mich gesehn
Je in aller dieser Zeit —"

Der fromme Wirth straft seine Zweifel an Gott durch ernste Zurechtweisung und zeigt ihm, daß er es selbst verschuldete, wenn er des Grales nicht theilhaftig wurde. Dann sucht er den Schwergebeugten freundlich und milde wieder aufzurichten:

„Doch will ich Rath Dir nicht versagen,
Auch zu tiefes Leid sollst Du nicht tragen.
Du sollst in rechten Maßen
Klagen und Klage lassen.
In der Menschheit ist ein wilder Zug!
Oft wird zu früh die Jugend klug;
Will dann das Alter Thorheit üben
Und seine lautre Sitte trüben,
So wird das Weiße schwarz zumal,

Wird die grüne Jugend fahl,
Und weder hier noch dort gedeiht
Rechter Sinn und Würdigkeit.
Könnt ich Dich doch ergrünen,
Und das Herz Dir so erkühnen,
Daß Du den Preis erjagtest,
An Gott nicht mehr verzagtest,
So möcht es Dir gelingen,
Solche Würde zu erschwingen,
Daß es Ersatz wohl hieße,
Gott selbst Dich nicht verließe."

Kuno hatte so eifrig gelesen, daß er nicht merkte, wie die dunkle Wolkenwand hinaufgezogen war und die Sonne versteckte. Erst als die Schrift im Buche wie im abendlichen Zwielicht matt und unbestimmt erschien, blickte er auf und sah am Fenster hin dichten Schnee in großen Flocken herunterfallen. Vom Thurme der Johanniskirche her aber tönten die Glocken hell und dumpf in harmonischem Zusammenklang, die Gemeinde zur Andacht rufend. Er ließ das Buch auf die Kniee sinken und horchte auf mit halbgeschlossenen Augen. Der Schnee fiel immer zu, Flocke auf Flocke, wie ein endloser Schleier, die Glocken klangen und summten und dröhnten wie aus unbekannter

Ferne — er sah Parcival durch den weißen Wald reiten, im Harnisch am Charfreitage, er hörte des Einsiedels mahnende Worte — die Brust ward ihm so beengt, er mußte aufspringen und tief Athem holen.

War's nicht, als ob er selbst beichten möchte:

Wo Münster oder Kirche stund,
Darin Gott Ehre soll geschehn,
Da hat kein Auge mich gesehn
Je in aller dieser Zeit —?

er, der sich auch einer von der Ritterschaft des heiligen Grals genannt hatte? War nicht auch ihm in weltlichem Mühen der beseligende Glaube an den verloren gegangen, „der die Welt aus nichts gemacht?" Rief ihn die Liebe nicht zurück mit so schmeichelnden Worten? Verhieß sie ihm nicht den Preis, wenn er an Gott nicht verzagte? Er wußte nicht, wie ihm geschah. War es sein Leid, das ihn so weich gestimmt hatte? War es das alte Gedicht mit diesen zufälligen Anklängen an seine eigenen Lebenserfahrungen? War es der leise fallende Schnee, der die ganze Erde schien begraben zu wollen, oder der Glockenton, der von hoch her durch die winterliche Stille zog und mahnend in seinem Herzen nachklang? Er überließ sich willenlos

diesen Empfindungen und fühlte immer stärker und zwingender die Sehnsucht nach Versöhnung. Daß er zu Elma müßte, daß er nicht mehr glücklich sein könne ohne sie, das wurde ihm nun zur Gewißheit.

Zu Elma! Er rüstete sich eiligst zum Ausgehen. Als er auf die Straße trat, tönten noch immer die Glocken vom Johannisthurm, und auch weiter entfernt die Glocken anderer Kirchen. Es fiel ihm jetzt erst ein, daß er Elma dieser Zeit gar nicht zu Hause treffen werde, da sie schwerlich die Predigt versäumte. Aber er ging gleichwohl ohne Zögern weiter und weiter — nicht den Weg freilich, der ihn sonst zu ihr führte, sondern wie von einem magischen Banne erfaßt immer den Glocken des Johannisthurms nach, bis sie über seinem Haupte klangen. Als er in das Portal eintrat, summte der letzte Ton in dem hohen Gewölbe langsam aus, und innen setzte die Orgel kräftig ein.

Das alte Mütterchen an der Thüre schien ihn verwundert zu betrachten; aber er kümmerte sich nicht darum und schritt über die Schwelle. Andere kamen mit ihm zugleich. Die Männer hielten den Hut vor das Gesicht und beteten still. Er meinte es wie sie machen zu müssen, um nicht aufzufallen, aber er

brachte sein Vaterunser nicht glatt zu Ende. Das regte ihn so auf, daß ihm heftig das Herz zu schlagen anfing. Er meinte sich nicht unter die Leute setzen zu können, die so sicher durch die Gänge auf ihren Kirchenstand zueilten und so selbstbewußt Platz nahmen, als ob ste hier zu Hause wären. Er fühlte sich recht als einen Fremden und blieb hinter dem ersten Pfeiler unter dem Orgelchor stehen, sich mit der Schulter gegen denselben lehnend. Er betrachtete die Kirche aufmerksam, aber doch wieder nicht man wie eine architektonische Merkwürdigkeit zu sehen kommt, sondern wie Jemand, der sich an einem unbekannnten Ort zu orientiren bemüht ist.

Wie er den Blick an den schlanken und doch kräftigen Pfeilern aufwärts gleiten ließ bis zu dem hohen Gewölbe, überkam ihn die Empfindung des Aufstrebens von der Erde zum Himmel hinauf und zugleich der Beruhigung im endlichen und doch in sich nothwendigen Abschluß. Es liegt in allem Irdischen, mußte er denken, daß es über sich hinaus will und eine unmeßbare Ferne sucht. Es ist der Geist in der Materie, der sich zu befreien strebt; er hebt ste, aber er kann nicht los von ihr — ste verlangt einen sinnlichen Abschluß. Und doch genügt ein solcher nur,

wenn die Kunst ihn vergeistigt. Wunderbare Wechselwirkung! Wenn nun der Mensch mit seinen Gedanken abstrebt von der Erde und keinen Frieden finden kann im Geist und sich doch nicht zu lösen vermag vom Leibe, und wenn er dann künstlich einen Himmel wölbt über diese Gedankensäulen, um in seinem Gefühl abzuschließen mit dem Endlosen, Unerforschlichen, Unbegreiflichen — wer will ihn schelten? Nur wer nie hinaufschaut, wird die wölbende Decke nicht vermissen!

Es war ein recht protestantisches Gotteshaus, in das er getreten war, fast bis zur Kahlheit schmucklos. Nur wenige der hohen Fenster hatten Reste von Glasmalerei bewahrt; an den breiten, weißgetünchten Wänden hingen spärlich einige Bilder in schwarzen Rahmen, sämmtlich Portraits von Geistlichen, deren Stimme einmal diesen Raum durchhallt hatte, einander ganz ähnlich durch Haltung und Gewandung und selbst durch den Zug von Frömmigkeit und Ergebenheit auf den freundlich ernsten Gesichtern; dazwischen schwarze Tafeln, beschrieben mit den Namen der Gemeindemitglieder, die im Kampf für das Vaterland den Heldentod gestorben waren. Selbst der Altar war einfach, ein großer auf einer Erhöhung von

mehreren Stufen freistehender Tisch; das Krucifix darauf aber von Künstlerhand. An einem der mittleren Pfeiler hing die Kanzel von braunem Holz mit geringem Schnitzwerk, so viel gerade hinreichte, ihr eine gefällige Form zu geben. Eine schlanke Treppe wand sich zu ihr hinauf — und eben beschritt sie der Prediger langsam und feierlich.

Die Orgel setzte voller zum letzten Verse ein und schloß dann mit einem sanften Nachspiel. Die Gesangbücher klappten eins nach dem andern leise zu, und die Köpfe hoben sich aus den Pelzkragen und Mänteln, um sich gegen die Kanzel zu richten.

Kuno erkannte den Jugendfreund auch in Talar und Bäffchen und freute sich der stattlichen aufrechten Gestalt, der die kleine Kanzel zu niedrig und enge zu sein schien, so wuchs sie mächtig heraus. Er hatte die Hand auf die Bibel gestützt und diese selbst aufrecht auf die Brüstung gestellt. Sein Haar war nicht glatt gescheitelt, sondern strebte von der kräftigen Stirn auf; die Augen wurden nicht reumüthig gesenkt, sondern überblickten ruhig und klar die Gemeinde. Nicht der gottselige Priester stand auf der Kanzel, sondern der seiner Aufgabe bewußte Kirchenredner. Er begann zu sprechen und der Ton war fest, markig, ein-

dringlich, ohne jene Salbung doch weihevoll; man konnte kein Wort überhören, aber es war auch kein Wort überflüssig.

Kuno hatte beabsichtigt, sich vor der Predigt zu entfernen. Es war ja eigentlich gar nicht sein Wille gewesen, in die Kirche zu gehen, und er vermochte sich's selbst nicht einmal zu erklären, wie er dennoch hineingekommen war. Der Eindruck, den er empfangen, war wohlthätig gewesen, und er fürchtete ihn durch eine Predigt, die sich doch wieder bis zu einem gewissen Grade an den Verstand wenden mußte, zerstören zu lassen. Aber die ersten Sätze fesselten ihn so sehr, daß er unwillkürlich zögerte. Und dann schien es ihm, daß sich die Augen des Freundes auf ihn, gerade auf ihn richteten und ihn mit freundlicher Bitte festhielten. Und bald kam es ihm auch so vor, als ob die Predigt absichtlich eine Wendung in seinen eigensten Gedankenkreis hinein nehmen und nur ihm gelten sollte, obschon sie allgemeine Grundsätze entwickelte. Seine Aufmerksamkeit spannte sich mehr und mehr; er mußte bleiben.

Der Redner sprach von denen, die da meinten, die Kirche entbehren zu können, weil sie sich bewußt seien, auch ohne die Trost- und Schreckmittel der

Religion ihre Aufgabe zu erfüllen. Er schallt sie nicht, er bedrohte sie nicht, er nannte sie nicht Kinder der Finsterniß, aber er glaubte ihnen zurufen zu müssen, daß sie in einem Irrthum über sich selbst befangen seien. Weil sie nämlich der Segnungen einer großen geistigen Gemeinschaft theilhaftig würden, auch ohne sich um dieselbe zu bewerben, so glaubten sie diese Gemeinschaft ohne Einbuße überhaupt für entbehrlich halten zu dürfen. So könne der Rechtschaffene sich auch einbilden, den Staat nicht zu brauchen, da er nicht aus dessen Gesetz zu lernen nöthig habe, was er thun oder lassen müsse, als guter Bürger zu gelten. Er vergesse eben, daß er die Wohlthaten eines geordneten Staatswesens genossen habe, so lange er athme, und daß sein Bewußtsein von Recht und Pflicht unbewußt aus einer Erziehung erwachsen sei, die den bürgerlichen Frieden voraussetze. Wie nun jeder Bürger, und der beste, klügste und rechtschaffenste voran, mitthätig zu Erhaltung und Förderung dieses segensreichen staatlichen Gemeinwesens sein müsse, so solle sich auch Niemand ausschließen von jener weiteren Menschengenossenschaft, die über alle nationalen und lokalen Schranken hinaus eine höchste Aufgabe zu erfüllen berufen sei. Kein Einzelwesen könne sie

in sich erfüllen, aber auch keine Familien- und Stammgemeinschaft, kein politischer und sozialer Verband; auch die Wissenschaft erreiche sie nicht. Es sei dem Menschen eingeboren ein Fragerecht nach den Dingen über sich, und die Sehnsucht nach Betheiligung allgemeiner Menschenliebe; er finde keine Ruhe in seinem Gemüthe, bis jeder Zwiespalt zwischen Sonder- und allgemeinen Menschenpflichten gelöst sei. Wo nun zwei Menschen einig seien in dem, was sie für wahr hielten, obschon sie es nicht aus sich selbst beweisen könnten, und in dem, was sie für gut und menschenwürdig hielten, obschon es ihr Sonderinteresse verletzte, bildeten sie eine geistige Gemeinschaft, deren äußerer Ausdruck die Kirche sei. Daß die Kirche in ihrer realen Erscheinung, wie jede menschliche Institution, von Irrthümern und Mißbräuchen nicht frei bleibe, berühre ihren idealen Werth nicht. Freilich sei zu verlangen, daß sie die Kulturaufgabe nach den Bedürfnissen der fortschreitenden Menschheit einschränke und zugleich erweitere. Es habe Zeiten gegeben, wo die Kirche habe Landwirthschaft lehren müssen, um zum Fleiß zu spornen, wo sie die Politik beeinflußte, um den Frieden zu bewahren, wo alle Wissenschaft und Kunst allein von ihr ausgingen und in ihr Förderung fanden. Man

bedürfe ihrer auf diesen Gebieten nicht mehr und empfinde jede Einmischung als eine Lähmung der freigewordenen, sich selbst bestimmenden Kräfte. Die Kirche sollte diesen Fortschritt als eine Wohlthat für sich selbst betrachten, immer mehr von sich ablösen, was ihr von Grund aus fremd sei, sich berichtigen, wo mangelhaftes Wissen fehlte, aber sich erweitern in ihren letzten Zwecken: die Menschen zu befriedigen in dem, was über alles materielle Wissen hinaus ist, und ihnen die Liebe zu allem reinsten, was der Seele vorstellbar, in's Herz zu prägen. Nicht im Formelzwang sollte sie ihre Macht bewähren, denn der Buchstabe tödte; nicht des Anhangens der Gedankenlosen sollte sie sich rühmen, sondern die Geistfreien in sich sammeln, die ernstlich Gott schauen wollen; nicht verdammen sollte sie, sondern segnen; nicht das Bekenntniß konserviren, sondern den religiösen Sinn und die werkthätige Liebe in der Gemeinde stärken und neu beleben. So werde sie auch denen eine Lichtquelle bleiben, die selbst vorleuchteten im Guten, Wahren und Schönen. —

Kuno fühlte sich innerlichst erbaut und gehoben. Die Männer und Frauen, die er vor sich sitzen sah — alt und jung, aus den verschiedensten Ständen,

Berufs- und Bildungskreisen — schienen ihm nun durch ein unsichtbares Band vereinigt, von dem mitumschlossen zu werden auch ihm wohl that, und der Gemeindegesang, der den Gottesdienst schloß, gab dieser Stimmung erhöhten Ausdruck. Es war ihm jetzt Bedürfniß, mitzusingen.

Dann verhallte die Orgel. Einer nach dem andern von den Kirchenbesuchern stand auf, sprach ein stilles Gebet und entfernte sich leise. Dr. Drösing blieb an dem Pfeiler stehn und ließ die Schaaren der Frommen an sich vorüberziehen. Er hätte Jedem in's Gesicht sehen und die Hand reichen mögen. Da — unter den letzten — — nein, es mußte Täuschung sein.

Diese schwebende Gestalt, dieses liebliche Gesicht mit den gesenkten Augen, diese blonden Locken — sie war's — Elma war's. Wie kam sie in diese Kirche, zu diesem Prediger? Welche Umwandlung mußte erfolgt sein, daß sie hier Erbauung suchte? — Sie trat aus dem Schatten des Orgelchors in das helle Licht der weitgeöffneten Kirchenthür und erschien ihm nun wie verklärt. Seine Blicke hefteten sich fest auf sie, als wollten sie versuchen, sie zu bannen. Aber das Mädchen ahnte nichts und schritt ruhig weiter,

dicht an ihm vorüber dem Ausgang zu. Es war ihm, als ob er die holde Gestalt nicht entweichen lassen dürfe, als ob er sie da draußen wieder verloren haben werde. Er bewegte ängstlich und hastig die Arme nach ihr, sie zu halten.

Elma schreckte zusammen und blickte scheu zur Seite. Was war das? Konnte sie ihren Augen trauen? Sie sah nochmals auf, aber unsicher und schwankend, wie von einer wundersamen Erscheinung geblendet. „Elma" flüsterte er leise, „ich bin's — ich suchte Dich hier nicht, aber geh' nicht vorüber — geh' nicht ohne mich!" Sie lächelte so sinnig ernst und reichte ihm die Hand. „Daß ich Dich hier finden sollte —" sagte sie, „wiederfinden — —" Sie konnte nicht aussprechen vor innerer Bewegung. Er drückte ihre Hand und bewegte die Lippen, aber kein Ton wurde hörbar. So standen sie eine Weile und schauten einander an.

Das alte Mütterchen hatte schon die Thür in der Hand um zu schließen, und betrachtete neugierig die beiden jungen Leute, die nicht zu den bekannten Sonntagsgästen gehörten und sich nun von der Kirche nicht schienen trennen zu können. Ein verlegenes Hüsteln weckte sie aus ihren Träumen. Kuno faßte

Elma's Hand fester und legte ihren Arm in den seinigen.

„Wir gehören doch zu einander," rief er, „die Liebe hat uns vereint —, Glauben und Wissen trennen uns nicht mehr!"

Sie nickte selig und folgte ihm hinaus.

Der Himmel war wieder ganz klar; auf dem frischgefallenen Schnee spielte der Sonnenschein. —

Der älteste Hauptmann.

Der alte Bauernhof

Der Rittmeister Cäsar Neumann gehörte zu den Persönlichkeiten, über welche eine Zeit lang vor einer Reihe von Jahren, zwar nicht „in der Welt“ oder „in der Gesellschaft,“ vielleicht nicht einmal „in der Stadt,“ aber doch in seinem Regiment und in gewissen befreundeten Familien viel gesprochen wurde.

Damit wäre durchaus noch nicht gesagt, daß ihm etwas ganz Ungewöhnliches passirte, das über seine Umgebung hinaus die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf ihn ziehen mußte.

In derselben Weise pflegt in dem Leben sehr vieler Menschen irgend einmal eine Zeit einzutreten, in der über sie „viel gesprochen“ wird, weil Ereignisse, die an sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge häufig und selbst mit einer gewissen Regelmäßigkeit einzutreten pflegen, nun gerade auf sie Anwendung finden. Das junge Mädchen, dessen Verlobungsanzeige das Localblatt bringt, der Kaufmann, der ein neues Geschäft

etablirt und seine Karte herumschickt, der Beamte, dessen Versetzung auf einen höheren Posten publicirt wird, der Commerzienrath, der einen Orden erhält, der Wittwer, der in schon vorgeschrittenen Jahren zum zweiten Mal heirathet, der glückliche Vater, der mit gerechtem Stolz den ersten „gesunden Jungen" notificirt — sie alle machen eine Weile von sich sprechen, bis neuer Unterhaltungsstoff den alten verdrängt; sie alle sind irgend einmal, wär's auch nur einen Moment und einem engen Kreise von Angehörigen, Freunden und Bekannten „interessant." Zum Glück für die bürgerliche Ordnung im Staat hat „eine Geschichte" selten einer von ihnen, was man so eine Geschichte nennt, und auch dem Rittmeister Cäsar Neumann konnte man so etwas durchaus nicht nachsagen.

Was ihm innerhalb des Gewöhnlichen Außerordentliches passirte, kann wirklich gar nicht darauf Anspruch machen, „eine Geschichte" zu sein, und ihm selbst wär's sicher am liebsten gewesen, wenn keine Menschenseele davon erfahren hätte.

So gut ist es ihm nun freilich nicht geworden, wie der Leser merkt.

Ob an ihm noch irgend etwas merkwürdig war, als sein Name? Sein Name allerdings, aber dafür

konnte er nichts, weder daß der Stammvater seines dunkeln Geschlechts ein Neumann neben vielen anderen Neumännern gewesen war, und daß die ganze unbekannte Zahl von Ahnen aus dem kleinen Handwerker-, Bürger- oder Beamtenstande an dieser ersten, so wenig charakteristischen Benennung festgehalten hatte, noch auch, daß sein Vater ihn Cäsar hatte taufen lassen, und daß nun der ungewöhnlichste Vorname und der allergewöhnlichste Zuname dicht und nebeneinander standen und recht geflissentlich nebeneinander genannt wurden. Das hatte sein Vater denn auch beabsichtigt.

Seinem Vater war es nämlich zuerst aus der Familie gelungen, sich in eine höhere Gesellschaftsschicht hinaufzuarbeiten.

Er war Landwirth gewesen, hatte in sehr trüber Zeit mit geringen Mitteln den Pacht einer Königlichen Domaine übernommen, dann eine gute Heirath gemacht und sich bei günstigeren Verhältnissen zu einem recht wohlhabenden Manne „ausgebildet," dem der Titel Amtsrath nicht entgehen konnte. Daß er nun einen jüngeren Bruder studiren ließ und in seiner dornenvollen Beamtenlaufbahn reichlich unterstützte, rechnete er selbst sich nur als eine Pflicht an, die er

dem Andenken seines Vaters schuldete. Aber darin erschöpfte sich sein Ehrgeiz keineswegs.

Als ihm nach einer Tochter, die mehrere Jahre lang der einzige Sproß seiner Ehe bleiben zu wollen schien, zu seiner größten Freude ein Sohn geboren wurde, glaubte er in ihm alle seine stolzesten Lebenshoffnungen verkörpert zu sehen. Etwas ganz Außerordentliches, in der Familie noch gar nicht Dagewesenes mußte aus ihm werden, und um darüber von Anfang an keinen Zweifel aufkommen zu lassen, hielt er es für nöthig, den Jungen schon äußerlich so zu kennzeichnen, daß er in dem großen Geschlecht der Neumänner vor jeder Verwechselung sicher wäre. Er taufte ihn Cäsar.

Ob nun sein Namensvetter, der große Kriegsheld Cäsar, daran Schuld hatte, oder ob der alte Amtsrath auch in dieser Hinsicht absichtlich von den Familientraditionen abweichen wollte, er bestimmte seinen Sohn schon früh zum Soldaten, und das zu einer Zeit, wo noch weit mehr als jetzt nach allgemeiner Anschauung der Officierstand als eine Pflanzschule des jüngeren Adels galt und von den Bürgerlichen wenig beunruhigt wurde. Cäsar sollte nun einmal „die Familie zu Ehren bringen," und das hübsche

Vermögen, das der Papa auf seiner Domaine ansammelte, schien keine bessere Verwendung finden zu können, als dem Sohn zur Ausstattung für seinen Beruf zu dienen und dessen Stellung in jenem exclusiven Stande zu befestigen. Ja, in der Nachbarschaft machte sich, vielleicht nicht ganz ohne Grund, die Meinung geltend, das Elvira, des Amtraths Tochter, nur deshalb unverheirathet blieb, weil ihr Vater aus Furcht, das Vermögen zu zersplittern, durch die barsche Redensart, sein Schwiegersohn habe von ihm bei Lebzeiten nichts zu erwarten und möge sehen, wie er mit sich fertig werde, die Freier verscheuchte. Als sie die Mitte der Zwanziger überschritten hatte, galt es in und außer dem Hause für eine ausgemachte Sache, daß sie eine alte Jungfer zu werden bestimmt sei, und sie selbst glaubte bald fest daran, daß sich ihre ganze Lebensaufgabe darin concentrire, dem viel jüngeren Bruder, dem Stolz der Eltern, nach Kräften dienstbar zu sein. Daß sie ihn „schwärmerisch liebe" war eine Versicherung, die man durch tausend Beweise ihrer zärtlichsten Zuneigung bestätigt fand und zuletzt kaum noch belächelte.

Ob nun freilich Cäsar seinem berühmten Taufheiligen, wenn man einen Heiden so nennen darf, in

Kriegsruhm nachzueifern beflissen sein und auch mit dem Namen etwas von seinem Glück geerbt haben würde, war eine andere Frage, um die man sich zu seinen Gunsten oder Ungunsten, darüber stand die Entscheidung des Schicksals noch offen, im Hause des Amtraths wenig kümmerte. Daß der vierjährige Knabe sich zu Weihnachten über einen Kürassirhelm mit großem Roßschweif, über einen Säbel von Blech und über ein Schaukelpferd kindisch freute, galt für das sicherste Zeichen, daß er seinen Beruf begriff, und seitdem hieß er im Hause kaum anders als „der Rittmeister," eine Bezeichnung, die den Papphelm, den Blechsäbel und selbst das Schaukelpferd weit überdauerte. Bei Einquartirungen auf dem Gute, wie sie zur Zeit der Herbstmanöver häufig wiederkehrten, wurde er den Herren als „kleiner Kamerad" halb scherzhaft, halb ernst vorgestellt und von ihnen in Anbetracht der vortrefflichen Verpflegung, an der es der Amtsrath nie fehlen ließ, gern ein wenig hoffirt. Das muntere Leben an der Tafel und im Felde konnte ihm gefallen.

Damit war aber auch der Kreis seiner militärischen Beziehungen für längere Zeit abgeschlossen; seine Erziehung unterschied sich in keiner Weise von der

damals auf Landgütern üblichen, und wenn man seinem Hauslehrer hätte trauen wollen, so war viel mehr Aussicht vorhanden, aus ihm einen Gelehrten, als einen Soldaten zu erziehen, was dem Papa wohl hätte Sorge machen können, wenn er nicht seiner Sache so sehr gewiß gewesen wäre.

„Es schadet gerade nichts, wenn er etwas lernt," meinte der Alte, „wenn er's nur nicht am unrechten Ort merken läßt."

Als sein „Rittmeister" später nach der Stadt in Pension gegeben wurde und die große Schule besuchte, verlor er jeden Ueberblick über seine wissenschaftliche Ausbildung und hatte nur seine Freude daran, ihn in jeden neuen Ferien einen Zoll und darüber gewachsen zu finden und über seinen Kopf weg einen neuen Strich höher und höher hinauf an den Pfosten der Hausthür zeichnen zu können, über deren Schwelle er erst treten durfte, nachdem das „Rekrutenmaß" genommen war.

Als er sich über seine Schwester hinausgewachsen zeigte, gab's ein Freudenfest, und als der Zollstock sechs Zoll über fünf Fuß nachwies, hieß es: „nun ist's mit dem Jungen Zeit."

Cäsar Neumann wurde Soldat und blieb Soldat, obschon ihm das Waffenhandwerk wenig zusagte. Es war wenig nach Wunsch seines Vaters, daß er sich für den Artilleriedienst entschied; er hätte gern einen schmucken Kavalleristen aus ihm gemacht, aber die Schwierigkeiten, die ihm dabei selbst von denen in den Weg gelegt wurden, auf deren frühere Freundschaftsbezeugungen er größten Werth gelegt hatte, verstimmten ihn selbst zuletzt so sehr gegen die „Herren Von, die Keinen zulassen wollten, der nicht Baron oder eines Millionärs Sohn," daß er nachgab.

Die Abweisung wäre noch zu verschmerzen gewesen — auch der Bauer hat seinen Stolz — aber was er nebenher als „freundliche Aufrichtigkeit" hören und einstecken mußte: daß sein Cäsar gar keine militärische Haltung habe und sich augenscheinlich zum Schullehrer besser qualificire, als zum Soldaten — das verdroß ihn auf's äußerste. Es hätte ja mit seinen Zukunftsplänen, die gerade so alt waren, als Cäsar selbst, schlimm ausgesehen, wenn die Herren Recht gehabt hätten. Sie durften nicht Recht haben.

Es war seit diesen Verdrießlichkeiten, die sich in allerhand Formen noch lange fortsetzten, mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen, viel mehr.

Die Frau Amtsräthin war inzwischen gestorben und begraben unter der großen Linde, in deren Schatten sie so gern gesessen hatte; der Herr Amtsrath hatte den Domainenpacht aufgegeben und war als Particulier nach der Stadt gezogen, um „auf die letzten Tage“ seinen Sohn recht zu genießen, der zu seiner Freude wirklich Artillerie-Officier geworden war. Er erlebte noch den großen Tag, an dem Cäsar zum Premier avancirte und den Stern in die Epaulettes erhielt, nach dem er selbst sehnsüchtiger ausgeschaut hatte, als der freilich nicht mehr junge Lieutenant; und dann gab er allen Kameraden ein splendides Festmahl, hielt eine Rede voll militärischen Patriotismus, übernahm sich beim Bescheidtrinken, was ihm bisher in seinem ganzen Leben nicht passirt war, erkrankte und stand nicht mehr vom Bette auf.

Cäsar drückte dem fast Siebenzigjährigen die Augen zu, und Elvira betheuerte am Sarge des Vaters, daß sie den Bruder nie verlassen wolle.

Sie hatte Wort gehalten, und vielleicht war gerade ihre zärtliche Anhänglichkeit der Grund gewesen, weshalb auch Cäsar kaum im Ernst daran gedacht hatte, sich zu verheirathen.

Die alte Jungfer und der alte Junggesell paßten gut zu einander — bildeten es sich wenigstens so ein — und ein recht alter Junggeselle, über die Fünfzig hinaus, war Cäsar nun schon, nachdem er vor mehreren Jahre glücklich „in der Reihe“ zum Hauptmann erster Classe vorgedrungen, und die Stirn wurde an den Schläfen hinauf bemerkenswerth hoch und das Haar oben auf dem Scheitel bedenklich dünn.

Aber „Rittmeister“ war er nun wirklich doch geworden. Das war allerdings nicht die officielle Benennung seiner Charge; aber es war damals, wie vielleicht noch jetzt, Sitte, daß Hauptleute der Artillerie, die Schleppsäbel und Sporen trugen und vor bespanntem Geschütz ihren Dienst zu Pferde verrichteten, von den Untergebenen mit dem schmeichelhaften „Herr Rittmeister“ angeredet zu werden pflegten und sich's gefallen ließen. Und Cäsar Neumann trug Schleppsäbel und Sporen und saß zu Pferde, wenn seine Batterie ausrückte.

Für einen Rittmeister in des Wortes verwegenster Bedeutung hätte ihn freilich nicht leicht Jemand gehalten.

Die Wahrheit zu sagen: es konnte kaum einen Menschen die Uniform weniger gut kleiden, als ihn. Er hatte nun einmal durchaus nicht die Figur zu einem Soldaten, wie wir ihn heute in jeder Waffengattung zu sehen gewohnt sind, nicht den Gang, nicht die Haltung eines Soldaten. Vielleicht erinnert sich noch einer der älteren Leser aus seiner Dienstzeit jenes jetzt längst ausgestorbenen Geschlechts von Artillerie-Hauptleuten, die sich schon damals etwas wunderlich von ihren jüngeren Kameraden und strebsamen Vorgesetzten abzeichneten, als gehörten sie gar nicht in die neue „stramme" Zeit hinein. Das war's! Dieses charakteristische Merkmal des Berufssoldaten ging ihnen ganz ab: nichts an ihnen war „stramm," und sie setzten etwas darein, so wenig als möglich parademäßig zu erscheinen. Die großen bequemen roßledernen Stiefeln schienen von den Füßen fallen zu wollen, die weiten Beinkleider schlotterten lose um die langen Beine, der Rock hing über den Schultern wie über einem Kleiderstock oder über dem Querholz einer Vogelscheuche, der weite Kragen war selten bis zum Kinn hinauf geschlossen, und der Helm saß meist schief und im Genick, als ob er hinten überfallen wollte; die Handschuhe waren für zwei Hände weit

genug, und der Säbel baumelte in ängstlicher Weise um die Beine herum, oft genug mit den abgetragenen Sporen carambolirend. Es waren sehr tüchtige Leute darunter, Leute, die ihr Lehrbuch im Kopfe hatten und alle Sorten von Geschützen bis auf die berühmte faule Grete hinunter nach ihrer Construction genau kannten und die complicirteste Flugbahn zu berechnen verstanden, Leute, die wahrscheinlich auch im Felde ihre Schuldigkeit gethan hätten, wenn sie da erprobt worden wären — aber wahre Schreckgestalten für den Regimentscommandeur, der eine Linie paradem äßig einzurichten oder eine Abtheilung vorzuererciren hatte. Und wie erst, wenn sie zu Pferde saßen!

Zu diesen „Ausgestorbenen," das ist gar nicht zu leugnen, gehörte auch der Rittmeister Cäsar Neumann, so wenig er selbst davon wissen mochte.

Zu der geschilderten Figur hätte er Modell gesessen haben können.

Arme und Beine schienen zu lang und dünn gerathen zu sein für den kurzen Oberkörper, an dem der Rock sich vergeblich bemühte eine Taille zu finden, und die Schultern hatten sich aus langer Gewohnheit nach dem Brustkasten hin gekrümmt, so daß die Epaulettes in einer stark geneigten Ebene nach

vorn überkippen zu wollen oder wie an den Achselknopf aufgehängt schienen. Dazu trug er — damals war's noch gestattet — eine Brille, was namentlich dem behelmten Kopf durch den Contrast des Martialischen und Schreibermäßigen ein wunderliches Aussehen gab.

Wie kam der Mann in die Uniform? mußte man sich unwillkürlich fragen.

Fehlte ihm somit jede soldatische Repräsentation, so galt er doch allgemein als der kundigste Artillerie-Officier. Man wußte, daß er ein ausgezeichneter Mathematiker sei und diese Wissenschaft nicht nur zur Erweiterung seines Fachstudiums anzuwenden, sondern auch selbständig zu betreiben wisse und von Zeit zu Zeit Arbeiten veröffentliche, die sich der Anerkennung der Gelehrten erfreuen durften. Nebenbei beschäftigte er sich viel mit Astronomie, aber auch mit Chemie und den Naturwissenschaften im Allgemeinen. Oft fand ihn die Ordonnanz in seinem Laboratorium, wenn Rapport abzustatten war, und seine Bibliothek galt für besser, als die des Collegienhauses, in welchem der Unterricht ertheilt wurde.

Seine Wohlhabenheit und andererseits seine Bedürfnißlosigkeit in allen gewöhnlichen Lebensverhältnissen

gestatteten ihm in Anschaffungen solcher Art einen fast verschwenderischen Luxus. Diese Neigung zur Gelehrsamkeit mit ihren sehr achtbaren Resultaten hatte nach oben hin nicht unbemerkt bleiben können. Man hatte ihm im praktischen Dienst gern Manches nachgesehen und für ihn eine passendere Verwendung beim Unterrichte erst der Mannschaften, dann der jüngeren Officiere gesucht.

Zuletzt war er viele Jahre Lehrer an einer höheren Militärbildungsanstalt gewesen und hatte sich auf's beste bewährt. Dabei war er als der liebenswürdigste Kamerad und als ein Muster von Gutmüthigkeit bekannt.

Harmlos wie ein Kind, mittheilsam, offen, human durch und durch, ebenso bereit ein ernstes Gespräch zu führen, als sich einen Scherz gefallen zu lassen, sorgsam in der Erfüllung seiner Pflichten ohne jede Pedanterie, theilnehmend und hilfreich, war er ebenso von Vorgesetzten als von Untergebenen, von Genossen und Schülern geachtet und geliebt. Er hätte bis an sein Lebensende so fortwirken können, ohne etwas zu vermissen oder vermissen zu lassen.

Seit einem halben Jahre etwa hatte sich das Alles geändert.

Cäsar Neumann war wie umgewandelt. Ganz unvermuthet hatte er höheren Orts um seine Abberufung von dem Lehrposten der Militärschule und um seine Einstellung in den praktischen Dienst des Regiments gebeten. Es war nicht angänglich gewesen, einem so verdienten Militär diesen Wunsch abzuschlagen, und so sah er sich denn bald an der Spitze einer Batterie und wurde, wie gesagt, Herr Rittmeister titulirt.

Dieser Wechsel in seiner äußeren Stellung bedingte, das wurde schon nach einigen Tagen klar, eine totale Aenderung seiner Lebensweise. Es war nun nicht mehr daran zu denken, daß er sich stundenlang ungestört seinen Studien hingeben dürfte; auf dem Exercirplatz, in den Stallungen und in den Wagenhäusern war seine Anwesenheit zu den verschiedensten Zeiten des Tages nöthig. Da waren alte Kleider zu besichtigen, Stiefelsohlen auszutheilen, Reparaturen zu revidiren, Röcke und Tornister anzupassen, geputzte Knöpfe und Faschinenmesser in Augenschein zu nehmen, Pferde vorführen zu lassen, tausenderlei Rapporte nach Formular x oder y abzustatten. Der Kleindienst, den er früher so lässig betrieben hatte, und der ihm nun viele Jahre lang gänzlich unge-

wohnt geworden war, sollte jetzt sein eigentliches Lebenselement sein. Dabei gab es Aergerniß vom Morgen bis zum Abend und für alle Bemühungen nicht einmal Dank.

Sein vorgesetzter Major, der richtige Parademann, fand sein Vorurtheil, daß ein Gelehrter und Federfuchser zum praktischen Soldaten nicht tauge, bald genug bestätigt, und gab sein Mißfallen über jede Unordnung und Unregelmäßigkeit auf's verletzendste zu erkennen.

Die Tage, an denen die Batterie Abtheilungsdienst hatte, gehörten zu den qualvollsten des armen Rittmeisters, der fast nach jedem Commando mit dem bekannten: „die Herren Officiere!“ herangerufen und dort abgekanzelt wurde. Da trat bei der Richtung ein Wagenrad um mindestens einen Zoll aus der Linie, da war die Distance zwischen den Geschützen zu groß oder zu klein, da wurde die Bewegung zu langsam oder zu hastig ausgeführt und was es sonst — natürlich stets wohlbegründet — zu tadeln gab; aber auch wenn ein Kanonier seinen Helm verlor, oder ein Pferd über die Stränge trat, oder ein Protzkasten aufsprang, rasselte das Donnerwetter auf den Hauptmann nieder, der „eine verfluchte Zucht“ in seiner

Batterie einreißen lasse. Nicht weniger unzufrieden zeigte sich der Oberst, dem die Brillen im Regiment verhaßt waren.

„Da ist wieder ein Hühnerblinder drunter," war sein stehendes Scheltwort, wenn eine Bewegung mißglückte, und Cäsar Neumann wußte, wer gemeint war.

Aber diese fortwährenden Ausstellungen gegen seine dienstliche Thätigkeit waren noch nicht einmal das Unleidlichste. Bald wurde auch — allerdings unter vier Augen und im Ton freundschaftlicher Rathschläge — seine Person zum Gegenstand mißbilligender Aeußerungen gemacht. Man könne nicht erwarten, daß die Unterofficiere den Haarschnitt gehörig in Obacht nehmen würden, wenn der Batteriechef das Haar wie ein Professor trage; über der Binde dürfe durchaus nichts Weißes sichtbar werden; der halboffene Rockkragen verstoße gegen die gemessensten Vorschriften und schicke sich besser für Studenten; man müsse von einem Manne, der seinen Untergebenen ein gutes Beispiel geben solle, entschieden mehr militärische Haltung verlangen; sein Commando endlich sei zu leise und nicht scharf genug, um eine präcise Ausführung zu ermöglichen, er dürfe doch nicht

vergessen, daß er nicht auf dem Katheder und vor Schulbänken, sondern auf dem Exercirplatz und vor Geschützen stehe.

Cäsar Neumann mußte zum Zeichen gehorsamster Aufmerksamkeit in jeder Minute drei Mal den Schirm seiner Mütze zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen und die boshaften Bemerkungen, die mit unterliefen, in stiller Ergebenheit einstecken, um nicht zu erzürnen. Man schien ihm recht geflissentlich das Leben schwer machen zu wollen.

Er machte es sich's selbst schwer durch den vergeblichen Versuch, seine hohen Vorgesetzten zu befriedigen. Nicht nur, daß er seine Bücher zuklappte, seine Instrumente bei Seite stellte, seine mathematischen Arbeiten in das tiefste Schubfach seines Schreibtisches verschloß und dafür über Exercirreglements brütete, die Mannschaften drillte, in den Ställen den Hufbeschlag musterte und sich draußen die Kehle heiser schrie; er überraschte eines Tages auch seine Schwester Elvira durch eine ganz neue Equipirung, die ihn total umgestaltete. Der Bursche hatte Mühe, ihm die Stiefel von den Füßen zu ziehen, die Beinkleider saßen so enge, daß ihm jede Kniebiegung schwer wurde, die Brust war fest in den Rock eingeknöpft, der hohe und

knappe Kragen hielt das Kinn aufrecht, die steife Binde schnürte den Hals ein und reckte ihn aus den Schultern heraus; selbst die Brille war gefallen, und ein bewegliches Augenglas, dessen Handhabung die größten Schwierigkeiten verursachte, vertrat ihre Stelle. Das Haar war kurz geschoren und duftete von der Bürste des Friseurs, das glatt rasirte Kinn mit bläulichem Pulver betupft. Die alte Dame schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ob sich ein Unglück ereignet hätte, und konnte vor Staunen kein Wort hervorbringen.

„Wir können mit den jungen Herren auch noch mithalten," sagte er mit verbissenem Grimm und ließ sich erschöpft auf's Sopha fallen.

Und wofür alle diese Qualen, diese Anstrengungen, diese Demüthigungen? Das Geheimniß ist mit einem Wort zu enträthseln: Cäsar Neumann war der älteste Hauptmann im Regiment!

Der älteste Hauptmann! Nur ein Militär, der in ähnlicher Lage gewesen ist, kann ganz mitfühlen, was das heißt. Bis zum Hauptmann erster Klasse erfolgt das Avancement völlig regelrecht; die Zeit bringt den ersten und zweiten Stern, das kleine und das große Hauptmannsgehalt, man kann nicht voreilen, nicht

zurückbleiben; die Vormänner werden befördert, treten ab, sterben — man rückt in ihre Stelle. Nun aber ist man selbst der älteste und — „an der Majorsecke weht ein scharfer Wind“.

Wer wollte auf Beförderung verzichten, nachdem er sich so lange im Subalternendienst gequält hat? Fängt doch das Dasein erst jenseits der Grenze an recht erfreulich zu werden. Und im besten Mannesalter abtreten müssen vom Schauplatz seiner Thätigkeit, gesund und kräftig an Körper und Geist von einer Pension zehren, jede ehrgeizige Hoffnung aufgeben sollen — das ist ein schwerer Entschluß. Und darum handelt es sich, nicht nur um eine augenblickliche Zurücksetzung und Kränkung.

Der älteste Hauptmann, der übergangen wird, wird damit zugleich zum Abgang genöthigt; der jüngere Officier, der ihn überflügelt, treibt ihn zugleich fort. Und nun ist eine Vacanz in Aussicht, und Aller Augen richten sich auf den ältesten Hauptmann, der sich plötzlich ganz merkwürdig verjüngt, die verätherischen grauen Haare auszupft, den Schnurrbart wichst, leicht wie ein Tänzer hinschreitet und bei der Flasche Champagner und dem Würfelbecher den liebenswürdigen Leichtsinn spielt.

Da ist noch Jugendkraft, chevalereskes Wesen — wagen wir's! Und der große Sprung um die Majors-ecke herum gelingt.

Oft aber gelingt er nicht. Hier fand Cäsar Neumann seinen Rubikon, und nicht leicht einem Andern konnte der Versuch so schwer fallen, ihn zu überschreiten, als ihm. Wunderbar, daß er bei seiner ganzen Denkweise nicht schon vor dem bloßen Ge-danken an dieses Rennen zurückschreckte, zu dem er sich doch selbst so ungeschickt fühlen mußte. War ihm doch seine häusliche Behaglichkeit, sein Studium, seine Lehrthätigkeit, der freundschaftliche Umgang mit gemüth-lichen Kameraden bisher Alles gewesen! Und nun hatte die zufällige Aeußerung eines guten Bekannten: „Sie sind ja jetzt auch der älteste Hauptmann in Ihrem Regiment," eine so totale Revolution hervorgebracht. Unbegreiflich! riefen seine Freunde, die ihn schon bei den Vorbereitungen zum Umzuge in tiefster Verzweif-lung fanden.

Unerklärlich! murmelte Elvira zehnmal täglich vor sich hin.

Tollheit! sagte er sich selbst im Stillen Tausend-mal. Und doch!

Jeder Charakter pflegt bei irgend einem Punkte, an irgend einer Stelle inconsequent zu sein, und dann mit derselben Hartnäckigkeit, mit der er sonst seinen Weg geradeaus verfolgt.

Es hat große Philosophen gegeben, die über einer Einladung zur fürstlichen Tafel oder über einem Ordensbändchen sich selbst gänzlich in Vergessenheit kamen, dienstbeflissene Beamte, deren Servilität über den breitesten Graben eine Brücke zu schlagen weiß, und die sich plötzlich mit allen ihren hohen und höchsten Vorgesetzten auf Leben und Tod erzürnen wegen eines Bogens Schreibpapier oder eines Federstumpfs, den sich ein Unberufener zugeeignet hat; freigebige Leute, die Hunderte und Tausende heiteren Sinnes zum Fenster hinauswerfen und sich von einem alten Rock nicht trennen können, um den ein Armer in größter Noth bettelt; Geizhälse, die ein schmutziges Leben hindurch ohne Menschenscheu und Gottesfurcht Schätze zusammenhäufen, um in ihrem Testament eine milde Stiftung zu errichten, die Wittwen und Waisen segnen; feige Naturen, die bei einer unerwarteten Gelegenheit einer heroischen That fähig werden, und mannhafte Gemüther, die reichliche Proben ihres Muthes und ihrer Festigkeit abgegeben haben und

einmal einer eingebildeten Gefahr gegenüber das Herz verlieren; Demokraten von reinstem Wasser mit sehr aristokratischen Neigungen, und Löwen der exclusiven Gesellschaft, die einer hübschen Putzmacherin zu Liebe die Art an einen untadeligen Stammbaum legen. Das sind die Aberrationen der Wandelsterne von der ersten bis zur dreizehnten Größe, die über unsere Planeten hin ihre Bahnen beschreiben, und sie wären sehr komisch, wenn sie nicht oft zugleich noch ärgerlicher wären.

Cäsar Neumann stand unter denselben unberechenbaren Gewalten, auch er hatte seine „Stelle, wo er sterblich war," und sie war sehr schmerzhaft, so lächerlich auch uns, denen so etwas natürlich nicht begegnen könnte, seine Selbstquälereien erscheinen mögen. Er war ältester Hauptmann und sah keine Möglichkeit weiter zu existiren, außer wenn er Major würde.

Es wäre ganz nutzlos gewesen, mit ihm die Nothwendigkeit dieser Eventualität zu discutiren. Er, der klarste Kopf, das zugänglichste Gemüth, nahm bei diesem Punkte weder Vernunft- noch Trostgründe an. Der leiseste Widerspruch konnte ihn auf's tiefste verbittern, Tage lang gegen den liebsten Bekannten stumm und mürrisch machen.

Zum ersten Mal in seinem Leben war der Ehrgeiz an ihn herangetreten und hatte ihm ein Wörtchen in's Ohr gesagt, das so wunderbaren Klang hatte: verdienst du nicht eine Auszeichnung und Anerkennung, die man viel schwächeren Leistungen nicht vorenthält? Wär's nicht eine Schande, wenn man dich überginge? Und weßhalb? Weil du in kleinen Fertigkeiten und Aeußerlichkeiten gegen glücklichere Bewerber zurückbleibst, denen du an Wissen und Können vielfach überlegen bist. Zeige doch, daß ihre Künste leicht zu überbieten sind — thu's ihnen zuvor!

Als dann der erste Schritt gethan war, folgten die andern von selbst, und es war nun wirklich kein Rückzug mehr möglich. Dabei gewannen die allgemeinen Befürchtungen, daß diesmal ein Einschub beliebt werden möchte, bald festeren Halt an gewissen anfangs schüchternen, dann immer zuversichtlicheren Gerüchten, wonach ein Hauptmann von Wachlitz, ein noch junger, aber durch seine Familienverbindungen wohlangesehener und schon wiederholt beim Avancement bevorzugter Mann für die nächste Vacanz zum Major designirt sei.

Cäsar Neumann kannte ihn genau; er war als junger Officier sein Schüler gewesen und hatte ihm

durch Fleiß und schnelle Auffassung viel Freude gemacht, so daß er ihm mehr als einmal die Hand geschüttelt und ihm eine bedeutende Zukunft vorausgesagt hatte.

Es war ihm damals ganz plausible gewesen, daß ein frischer Mensch von gewinnendem Aeußern, einflußreicher Familie, tüchtigen Kenntnissen, echt militärischen Tugenden und gesellschaftlicher Routine Carrière machen müsse, und so hatte er denn auch seine schnellen Fortschritte ohne Neid und viel eher mit innerem Behagen verfolgt.

Wie schlug nun die Stimmung plötzlich um, als Mann neben Mann stand, und der ältere sich nicht den Rang ablaufen lassen wollte? Da war Wachlitz ein junger Fant, den daß Glück unverständig begünstigt, ein Mensch von einigen Fähigkeiten, die sich aber vorzüglich im Salon und auf dem Tanzplatz geltend zu machen wüßten, eine Puppe, an der der Schneider das Beste thue, ein Herr von Adel, dem's ja in einem verwiegend bürgerlichen Officiercorps erst in den Regionen wohl werden könne, in denen die bürgerliche Luft dünner werde.

Er konnte sich in einen rechten Haß hineinreden und er that das so laut und öffentlich, daß es jeden-

falls nicht seine Schuld war, wenn es dem Verhaßten nicht zu Ohren kam. Ein Duell wäre ihm ganz recht gewesen.

Diese Bemühungen und Anstrengungen, seine ganze Lebens- und Denkweise zu ändern und einen Menschen anzuziehen, der ihm durchaus nicht passen wollte, brachten nach kurzer Zeit eine Abspannung der Nerven zu Wege, die sich in der peinlichsten Reizbarkeit und Empfindlichkeit zu erkennen gab.

Argwönisch beobachtete er jede Miene der Kameraden, taxirte er jedes Wort nach seinem geheimen Sinn, deutete er in jedes Lächeln eine beleidigende Absicht hinein.

Dem allergewöhnlichsten Gespräch wußte er eine Wendung zu geben, die es verfänglich erscheinen lassen konnte, die harmloseste Redensart drehte und kehrte er so lange, bis an ihr irgend ein versteckter Stachel zu bemerken war, der sich dann natürlich gegen ihn richtete.

Man fand ihn unleidlich und mied seine Gesellschaft; nun war's ihm sicher, daß er's mit lauter Widersachern zu thun habe. Zuletzt schien's nicht mehr gerathen, ihm einen „guten Morgen" zu wünschen oder in seiner Gegenwart das Wetter schlecht zu

finden, seine krankhafte Empfindlichkeit sog auch daraus Gift. Wer ihn lieb gehabt hatte, bemitleidete ihn und zuckte die Achseln.

Am übelsten waren bei dieser Sachlage zwei Personen daran, die sonst nicht die geringste Beziehung zu einander hatten: sein Feldwebel und das alte Fräulein Elvira Neumann.

Sie zitterten beide, wenn sie mit ihm in Berührung kommen mußten. Der Feldwebel Panse, der sich vergnügt die Hände gerieben hatte, als Hauptmann Neumann „von der Kriegsschule“ die Batterie übernahm, und der auch wirklich in den ersten Wochen Herrgott der zweite gewesen war, wußte schon lange nicht mehr, wie er gehen und stehen sollte, um nicht auf Tritt und Schritt angeschnaubt zu werden. Aller Aerger, den sein Chef bei Paraden und Exercirübungen herunterschlucken mußte, machte sich gegen ihn Luft, wenn er seine Brieftasche vorzog, um den Batteriebefehl entgegenzunehmen; alle die ungerechten Vorwürfe, von denen der Hauptmann zu leiden gehabt hatte, platzten nun dem Feldwebel an den Kopf, der sie weiter nach unten hin an die betreffende Stelle colportiren mochte, wo sie den Rechtschuldigen trafen. Zwanzig Himmelkreuzdonnerwetter regneten manchmal

in einer halben Stunde auf das Opfer der schlechten Laune seines Herrn nieder.

Wagte Panse mit gutgemeinten Vorschlägen zu kommen, so hieß es: „Ueberlassen Sie mir das! Glauben immer alles besser zu wissen — ist auch danach. So ein Hauptmann von der Kriegsschule — he? was weiß der vom praktischen Dienst? Getroffen? Aber ich will's euch zeigen, ihr Sacramenter, dem hochmögenden Herrn Feldwebel obenan.“ — Schrieb sich Panse das hinter die Ohren und wartete er das nächste Mal schweigend auf die Orakel des Herrn Rittmeisters, so war's natürlich wieder nicht gut.

„Nun? Wird dem Herrn das Sprechen schwer?“ lautete es dann aus einer anderen Tonart. „Soll ich mir gar selbst zusammenzählen, wie viel Kanoniere und Unterofficiere uns die Abtheilung gnädigst übrig gelassen hat — wie viel Geschütze zu besetzen sind? He? Eine hübsche Hilfe das an Ihnen! Kann mir gratuliren. Also heraus mit der Sprache!“ Panse unterdrückte einen Seufzer, zählte im Stillen nach, wie viel Jahre ihm noch an zwölf fehlten, und murmelte im Weggehen: mit dem hat's kein gutes Ende.

Viel näher an's Herz ging's aber der alten „Tante Elvira," so hieß sie allgemein bei den Kindern der verheiratheten Officiere ihrer Bekanntschaft, mit denen sie im intimsten Verhältniß stand. Sie liebte ja noch immer ihren Cäsar „schwärmerisch," wie in den Tagen der Jugend, und ihre ganze Sorge war, ihm das Junggesellenleben möglichst angenehm zu gestalten. Alle seine kleinen Liebhabereien hatte sie ihm längst gelernt an den Augen abzusehen, und sie war tief überzeugt, daß Niemand auf der Welt besser mit ihm umzugehen wisse, als sie.

Die Wohnung sah stets aus wie ein Schmuckkästchen; auf den Teppichen und Decken und Läufern aller Art lag nie ein Stäubchen; in der Studirstube und im Laboratorium wußte sie Bescheid, wie der beste Famulus. Und erst in der Küche! da war sie Meisterin der Kunst, Schmackhaftes zu bereiten und es appetitlich anzurichten. Ihre Mehlspeisen waren berühmt, und ihr Gebäck konnte es mit jedem Conditorfabrikat dreist aufnehmen.

Aber auch den feinsten Punsch zu präpariren verstand Tante Elvira, zu dem sie selbst die Essenz aus allerhand Ingredienzien zusammenbraute, und sie konnte mit bestem Gewissen versichern, daß das liebliche

Getränk nicht Kopfschmerzen verursachen werde, auch wenn man ihm tüchtig zuspräche.

Cäsar liebte sonst einen guten Tisch und hatte gern Freunde bei sich; die Anerkennung, die er der Kochkunst seiner Schwester zollen mußte, verstärkte noch bei ihm das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit, und sie selbst fand sich reichlich belohnt, wenn er eingestand, daß es ihm doch nirgends so gut schmecke, als zu Hause, und daß er seinem Gott danke, nicht an der Gasttafel essen zu dürfen.

Nun war das alles anders geworden. Studirstube und Laboratorium gaben nichts mehr zu thun, Gäste blieben fern, bei Tisch wurde selten ein Wort gesprochen, Cäsar fand das weichste, saftigste Stück Fleisch zäh und ledern, die Saucen versalzen, die Mehlspeisen zu süß, den Kaffe zu dünn, das Gebäck ungenießbar.

Die gute Dame verdoppelte ihre Anstrengungen, aber mit schlechtem Erfolge. Es gab Beschwerden über seine üble Laune, Thränen über seine Undankbarkeit.

Das brachte ihn nun gar außer sich. „Als ob das Leben nur essen und trinken wäre!“ mußte sie sich anschreien lassen.

„Am liebsten möchtest Du mich mästen, wie einen Kapaun. Habe mir schon den Magen verdorben an allen Deinen Leckerbissen und bin vor der Zeit ein kranker Mann geworden vor lauter Verhätschelei. Wenn ich mich wie ein Papagei vom Morgen bis Abend mit Zuckerbrod füttern ließe, dann wär ich Dir der liebste. Bedanke mich!“ Das war eine Sprache, die ihr so fremd klang, wie griechisch oder chaldäisch.

Sie getraute sich schon längst nicht mehr den Fuß fest auf die Diele zu setzen, oder ein lautes Wort zu sprechen, oder die Thür schnell zu öffnen, wenn Cäsar zu Hause war, um seine nervöse Reizbarkeit nicht zu vermehren. Das hatte dann freilich gerade die entgegengesetzte Wirkung.

Dieses Schleichen, dieses Flüstern, dieses Gesinge der Thüren konnte ihn um den letzten Rest von Geduld bringen. Es schien ja nun wirklich so, als ob sie ihn wie einen Kranken behandelte — ihn, der alles daran setzte, seine unverwüstliche Jugendkraft zu beweisen. Wie er sich selbst betrog, so wollte er nun auch, daß jeder Andere sich betrügen lassen müßte. Wenn er erschöpft und abgespannt vom Exercirplatz nach Hause kam und wie gelähmt an allen Gliedern auf dem Sopha lag, konnte es ihn doch empören, die

gute Seele mit einem Hühnersüppchen oder mit einer Apfelsine heranschleichen zu sehen und sich von ihr bedauern zu hören.

Es war schon vorgekommen, daß er wüthend aufgesprungen war und den Tisch umgeworfen hatte, der vor dem Sopha stand, so daß ihr vor Schreck die Tasse in's Schwanken kam und die Bouillon sich über die zierlichen Sardellenbrödchen und, was schlimmer war, über ihre seidenen Theehandschuhe ergoß, ohne die sie auch zu Hause nicht glaubte existiren zu können. Seitdem fragte sie stets erst an, ob eine Erfrischung gefällig sei, und diese stehende Anfrage gab dann wieder neue Gelegenheit zur Verstimmung. Bruder und Schwester, sonst ein Herz und eine Seele, verstanden einander jetzt nicht mehr.

So unruhig und ungemüthlich und unbefriedigend war das Leben geworden, das Beiden vor noch nicht langer Zeit sanft und glatt hinfloß wie ein Bach zwischen grünen Wiesen. Regengüsse und Stürme hatten das Wasser aufgewühlt und angestaut und dintenschwarz gefärbt. Noch finsterere Wolken drohten am Horizont herauf.

Tante Elvira hatte vor zwei Tagen einen Brief erhalten, der ihr Herzklopfen stündlich verstärkte. Der

Inhalt mußte Cäsar zur Kenntniß gebracht werden — wie aber ihm mit einer jedenfalls unangenehmen Nachricht auf's gelindeste ankommen? Wie den günstigen Moment abpassen? Sie ging nicht mehr auf den Zehen, sondern schwebte nur noch über die Teppiche hin, sie sprach nur noch mit den Augen.

An einem Sonntag Nachmittag endlich, als Cäsar nicht ganz so mürrisch als gewöhnlich von der Parade zurückgekommen war und den Braten wenigstens passabel gefunden hatte, glaubte sie es wagen zu können, ihn auf seinem Zimmer aufzusuchen.

Sie horchte lange an der Thüre, öffnete dann ganz leise und steckte den Kopf durch die Spalte.

„Kann ich Dich für einige Minuten, lieber Cäsar —"

Er warf das neueste Reglement über die Verpackung der Granaten, in dem er eifrig gelesen hatte, um sich die Bestimmungen in den Kopf zu prägen, auf den Tisch.

„Was in aller Welt gibt's denn schon wieder? diese ewigen Störungen —"

„Aber ich habe ja schon seit Wochen kaum ein Wort —"

„So komm doch wenigstens herein, Elvira, und schließe die Thür hinter Dir. Dieses schleichende, tappende Wesen kann den Stärksten in nervöse Aufgeregtheit versetzen.“

„Ich wollte Dich nicht stören, lieber Bruder —“

„Nicht stören! Dummes Zeug! Als ob wir hier im Lazareth wären. Aber freilich, so machst Du's. Ich möchte nur wissen, was seit ein paar Monaten in Dich gefahren ist? Du bist gar nicht mehr wiederzuerkennen.“

„Ich?“

„Nun — an mir soll die Schuld liegen? Was? Das ist so die rechte Weibermanier, verstimmt zu sein und alle Welt verstimmt zu finden. Aber ich merke wohl, woran es liegt. Du kannst mit den neuen Verhältnissen nicht zurecht kommen — hättest gewünscht, daß es in dem alten Geleise fortginge. Ja, man wird alt.“

„Aber, lieber Cäsar —“

„Das hörst Du natürlich nicht gern. Gleich empfindlich, wenn man einmal die Wahrheit sagt. Nun, lassen wir's gut sein. Was giebt's denn?“

Elvira seufzte recht aus tiefster Brust. „Ich bin wirklich in Sorgen, lieber Cäsar, wie Du eine Nachricht aufnehmen wirst — eine Nachricht —“

Der Hauptmann sprang auf. „Ist Wachlitz Major geworden?“

Sie erschrak und sah ihn verwundert an. „Wachlitz? Ich weiß ja nicht einmal, daß er Aussicht hat.“

Cäsar ließ sich langsam auf's Sopha nieder. „Es ist auch nur ein dummes Gerede,“ brummte er, „die Leute müssen immer etwas zu reden haben.“

Sie wiegte den Kopf.

„Ich meine doch auch, Du wärst als der älteste Hauptmann —“

„Sprich mir nicht davon!“ brach er wieder ärgerlich los.

„Aeltester Hauptmann? Was heißt das? Als ob ich so um Gotteswillen weitergeschoben werden müßte. Ich mache mir nicht so viel daraus. Wenn nicht Verdienst und Würdigkeit in der Armee entscheiden, so mag ein Anderer seine Knochen zu Markt tragen. Das ist meine bescheidene Ansicht von der Sache.“

„Du hast völlig recht lieber Bruder.“

Er sah mißtrauisch von unten her zu ihr hinüber.

„Nein, ich habe nicht recht," knurrte er sich selbst an; „denn wenn ich recht hätte, wär' manches anders, und wenn manches anders wäre, so braucht' ich nicht — Aber davon versteht ihr Frauen nichts, man kann sagen: Gott sei Dank! Und nun endlich zur Sache."

Elvira zog aus ihrem gestickten Arbeitstäschchen einen Brief in einem rosa Couvert vor und sah verlegen darauf nieder. „Ich habe da ein Schreiben erhalten, lieber Bruder —"

„Am Ende gar von einem Liebhaber —"

„Wie unzart, Cäsar!"

„Nun, so weiß ich doch in der That nicht, was Dich so zimperlich schüchtern machen kann, oder was ich mit Deiner Correspondenz zu thun habe."

„Alexandra schreibt —"

„In jedem Monat zwei Mal und immer dasselbe. Weiß schon."

„Sonst machten Dir ihre Briefe doch stets viel Freude. Sie ist ja auch, in Wahrheit zu sagen, seit ihres Vaters Tode Dein Pflegekind gewesen."

„Nun — hab' ich's an etwas fehlen lassen? Sie ist hoffentlich, seit sie die Pension verlassen, im Hause meines alten Freundes, des Major Knobel, gut aufgehoben."

„Und doch will sie fort —"

„Wie — fort? Was fällt dem Mädchen ein?"

„Wenigstens für einige Zeit — es ist aus dem Briefe nicht recht klug zu werden, weßhalb eigentlich. Und stelle Dir nur vor, Cäsar — aber Du mußt nicht gleich auffahren —"

„Ich bin sanft wie ein Lamm."

„Sie denkt daran, uns einen längeren Besuch abzustatten."

Cäsar schlug beide Hände auf die Kniee und schnellte einen halben Fuß in die Höhe. „Das fehlte uns in der That nur noch, um die Gemüthlichkeit vollkommen zu machen!"

Elvira sah ihn ängstlich an. „Nicht wahr? Und nachdem ich ihr geschrieben, wie traurig es jetzt bei uns aussieht —"

Er fixirte sie scharf. „Traurig? Das hast Du ihr geschrieben? Wieso traurig?"

Sie zupfte verlegen an den Spitzen ihrer Theehandschuhe.

„Ach, nur im Allgemeinen — wie man sich einmal so ausspricht —“

„Da will sie also wohl trösten kommen? Höre, das ist eine abgekartete Geschichte!“

Sie hielt den Brief hin. „Wie kannst Du nur denken — lies selbst.“

Der Hauptmann überflog den Brief. „An das Sehnen und Bangen glaub' ich nicht recht. Da steckt etwas anderes dahinter. Ein andermal mit Freuden — wenn sich's erst entschieden hat, ob der Wachlitz — dummes Zeug! Jetzt unmöglich — schreib' ihr das.“

Die alte Dame schüttelte langsam den Kopf.

„Das wirst Du ihr wohl selbst schreiben müssen, wenn sie's glauben soll. Deines Vaters Bruders Enkelin — so gut wie Deine einzige Verwandte, wenn ich nicht an mich denke — und hat uns so viele Jahre nicht gesehen — sie glaubt's mir gar nicht.“

Cäsar Neumann schlug den Brief noch einmal auf und durchlas ihn von neuem.

„Hm — hm! — Du thust gerade, als ob das Hinderniß in mir steckte. Wenn ich sage: jetzt unmöglich, so nehme ich auf Dich mehr Rücksicht, als

sich vielleicht verantworten läßt. Du hast die Wirthin zu machen und magst sehen, wie Du mit dem munteren Dinge fertig wirst. Genirt's Dich nicht, wenn Dir einer über die Schulter guckt und Dir alle Deine Nicken und Wunderlichkeiten ablauscht, mir kann's gleichgültig sein. Oder vielmehr: mir kann's recht sein, wenn Deine schlechte Stimmung einen Ableiter findet. Mir thut nur das arme Kind leid, das sich einbilden mag, hier die beste Unterhaltung anzutreffen. Ich verzichte auf jede Mitwirkung dabei und bitte mein Zimmer als nicht zum Hause gehörig zu betrachten. Im Uebrigen seht ihr Weiber zu, wie ihr mit einander fertig werdet; nur daß ich nichts davon merke, daß ihr überhaupt da seid, wenn ich mich nicht ganz ausquartiren soll. Das wäre ja im Nothfall auch noch das Schlimmste nicht. Da hast Du meinen Bescheid."

Er nahm wieder das kleine Heft über die Granatenverpackung zur Hand, hob das rechte Bein auf's Sopha, was nicht ohne Kreuzbeschwerden gelingen zu wollen schien, streckte sich aus und nahm von Elvira weiter keine Notiz.

Die alte Dame setzte schmollend ein wenig die

Lippen auf, aber der Aerger haftete nicht lange auf ihrem freundlichen Gesicht.

Sie tupfte mit leiser Hand die grauen Locken zurecht, wie sie zu thun pflegte, wenn sie sich zu einem Gange rüstete, steckte den Brief wieder ein und verließ kaum hörbar ihres Bruders Zimmer, wenn auch nicht sonderlich erleichtert, so doch in ihren Entschlüssen nicht mehr schwankend. Noch denselben Tag ging ein Brief zur Post. —

Alexandrine war wirklich als des Hauptmann's Pflegekind zu betrachten.

Die Verwandtschaft konnte nicht für die nächste gelten; da aber des alten seligen Amtsrath Bruder, Cäsar's Onkel, in seiner Ehe nur zwei Kinder erzielt hatte, von denen der Sohn schon als junger Mensch nach Australien gegangen und dort verschollen war, die Tochter aber einen nicht mehr jungen Beamten geheirathet hatte und von ihren Kindern nur dieses eine Mädchen groß zog, so concentrirte sich das verwandtschaftliche Interesse stets auf einen so engen Kreis, daß die Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder eine nähere blieb, als sonst wohl in gleichem Fall zu geschehen pflegt, wenn das Zusammenwohnen

an einem Ort nicht neue freundschaftliche Beziehungen herbeiführt. Als dann Alexandrine schon in ihrem dreizehnten Jahr verwaist war, hatte der Hauptmann sich ihrer auf's thätigste angenommen, die nicht ganz klaren Vermögensverhältnisse ihres Vaters geordnet, so daß wenigstens nicht Schulden zurückblieben, und am Grabe desselben dem Kinde versprochen, ihm ein zweiter Vater sein zu wollen.

Er hatte damals die Absicht gehabt, Alexandrine für immer in seinem Hause zu behalten, aber bald die Ueberzeugung gewonnen, daß das aufgeweckte Mädchen bei einem alten Junggesellen und einer alten Jungfer nicht gut aufgehoben sei, deren Lebensgewohnheiten sich nach den Bedürfnissen des Wildfangs nicht mehr modeln lassen wollten.

Die Lebhaftigkeit des leichtfüßigen, im Fragen unermüdlichen, bei ernster Beschäftigung wenig stätigen Backfisches hatte ihm auf die Dauer mehr Unbequemlichkeit, als Vergnügen bereitet, Tante Elvira war auf dem besten Wege gewesen, sich gänzlich unter den Pantoffel des kleinen Schalks bringen zu lassen, und so hatte der Hauptmann es denn für alle Theile am ersprießlichsten erachtet, seine „wilde Hummel" oder „sein Queckfilber" — das waren Liebligsworte von

ihm — in eine tüchtige Pension zu geben und später einer befreundeten Familie beizugesellen, die in der Residenz lebte, um die Erziehung der Töchter in dem besten gesellschaftlichen Umgange zu vollenden.

Dabei war der Plan festgehalten, Alexandrine wieder in eigene Obhut zu nehmen, sobald die Umstände es gestatteten, und wahrscheinlich hätte die Vereinigung schon stattgefunden, wenn nicht die jüngsten Ereignisse auch hierauf störend eingewirkt hätten.

Nun schien Alexandrine es für ihre Schuldigkeit zu halten, selbst daran zu erinnern, daß ihr die Rückkehr lieb sei, und gleichsam eine Probe in Vorschlag bringen zu wollen, ob man sich nun schon ineinander finden könne. So wenigstens faßte Elvira die Ankündigung ihres Besuches auf, und sie mochte sich wohl einbilden dürfen, ihr Nichtchen aus dem Grunde zu kennen, mit dem sie ja einen regelmäßigen und sehr lebhaften Briefwechsel unterhalten hatte. Wenn sie nun doch zaghaft war, ihres Cäsar's Zustimmung einzuholen, so ließ sich das vielleicht nicht ganz allein aus dem Umstande erklären, daß ihr dessen reizbares Wesen bei einem Wiedersehen nicht die gehoffte Befriedigung zu versprechen schien; gerade der intime

Briefwechsel konnte ſie belehrt haben, das ihr munterer Correſpondent noch lange nicht zu den Jahren gekommen ſei, ſich in die ſtille Junggeſellenwirthſchaft zu finden. —

Alexandrine war nun achtzehn Jahre alt — man möchte ſagen, achtzehn Jahre jung, denn dieſe glücklichſte Mädchenzeit iſt ganz Jugend.

Tante Elvira, die ſie von der Poſt abholte, war ſelbſt überraſcht, wie vortheilhaft ſich das damals ſchon hochaufgeſchoſſene und in ſeiner Haltloſigkeit äußerlich wenig „präſentable“ Kind entwickelt hatte. Sie war kaum viel größer geworden, aber die Formen hatten ſich auf's gefälligſte ausgerundet, alle Gliedmaßen eine feſte Proportion erhalten, die Geſichtszüge ihre harmoniſche Ausgleichung gefunden.

Das war freilich noch derſelbe Mund, der ſo ſchalkhaft lachen konnte, das waren dieſelben muntern braunen Augen, die ſo ſpitzbübiſch blitzten, wenn es einen Schabernack zu beichten galt, aber der Ausdruck war doch ein ganz anderer auf dem runden friſchen Geſichtchen.

Wie ſie aus dem Wagen heraus grüßte und nickte und lachte und ſich eine Thräne aus den Augen wiſchte — der alten Tante hob ſich das Herz.

Sie wollte ihr zurufen: „Bist Du's denn wirklich?“ Aber als das flinke Mädchen aus dem Wagen sprang, ohne das Trittbrett zu berühren, und auf dem kurzen Gange von wenigen Schritten Sonnenschirm und Tuch verlor und mit ausgebreiteten Armen ihr an die Brust sank und sie umhalste, als ob die Leute auf der Straße sie gar nichts angingen, da erstarb ihr das Wort im Munde, und sie sagte nur ganz leise, nachdem sie sich ein wenig frei gemacht und ihre Locken zurechtgerückt hatte: „Bald hätte ich Dich gar nicht mehr wiedererkannt, so hübsch und stattlich bist Du geworden, Du — Wildfang.“ Und dann bückte sie sich selbst nach dem Tuche, gleichsam um anzudeuten, was der Wildfang sagen wollte.

Alexandrine kam ihr zuvor. „Du bist noch immer dieselbe, Tantchen,“ rief sie, indem sie mit einer raschen Schwenkung das Tuch über die Schultern warf und sie dann unter den Arm faßte und fortzog; „mir ist, als ob wir uns nur gestern zum letzten Mal gesehen hätten. Das ist prächtig.“

Die alte Dame schmunzelte vergnügt.

„In einem gewissen Alter, Kind, haben ein paar Jahre mehr und weniger nicht mehr viel zu sagen,“ meinte sie.

„Und das ist ja noch immer die seidene Staatsmantille von damals, Tantchen," plauderte das heitere Mädchen weiter, ohne sich auf einen Disput über diese philosophische Bemerkung einzulassen; „und ich glaube gar, die langen Franzen sind noch nicht einmal gewechselt. Sie waren inzwischen dreimal aus der Mode und sind jetzt wieder ganz modern. Ach, was Du schonen kannst! Da muß mir ja ganz ängstlich zu Muthe werden, wenn ich bedenke, was ich in der Zeit Alles durchgebracht habe. Was sagt der Onkel zu meinen Rechnungen?"

„I nun, der Onkel, liebes Kind —"

„Nein, das erzählst Du mir ein andermal," fiel sie ihr in's Wort, „wer wird auch gleich von solchen ärgerlichen Dingen reden. Wie garstig ich bin, erst jetzt an den Onkel zu denken! Nun, krank ist er nicht, das weiß ich aus Deinen lieben Briefen. Oder doch? Du schreibst seit einiger Zeit so geheimnißvoll — so sibyllinisch, und wenn ich Dich jetzt ansehe —"

„Später, später darüber das Nähere."

„Gut ich will mich gedulden. Vielleicht weiß ich auch mehr, als Du glaubst — ha, ha, ha! und habe

meine guten Gründe, herzukommen, obgleich Ihr mich eigentlich nur so=so eingeladen habt, nachdem ich mich schon selbst vorlaut angemeldet hatte. Wie? verstehe ich Briefe zu lesen?"

„Du wirst doch nicht glauben, mein Herzchen—"

„Nicht glauben! Ist's nicht klar, wie der Tag? Der Herr Hauptmann Cäsar Neumann hält es nicht einmal für nöthig, so neugierig zu sein, seine Pflegetochter möglichst schnell in Augenschein zu nehmen. Da haben wir gleich beim Wiedersehen ein Hühnchen zu pflücken."

„Um Himmelswillen, Kind!" rief die alte Dame erschreckt. „Du darfst nicht einmal daran denken, ihm einen Vorwurf zu machen —"

„Nur um ihn zu bessern, Tantchen --"

Elvira unterdrückte einen Seufzer.

„Zu Hause will ich Dir alle nöthigen Verhaltungsmaßregeln geben," sagte sie leise, „und ich glaube, Du wirst gut thun, dich danach zu richten. Uebrigens muß ich Cäsar entschuldigen. Er ist schon Morgens fünf Uhr mit seiner Batterie zum Bespanntererciren ausgerückt und kehrt erst spät zu Mittag zurück — nicht in der glücklichsten Stimmung, darf ich voraus=

setzen, wie sich das ja bei so angreifendem Dienst von selbst versteht."

Es war ganz nach Elvira's Wunsch, daß Cäsar nicht gleich bei der Ankunft zugegen sein, oder sie zu Hause in Empfang nehmen durfte. So behielt sie Zeit, Alexandrine ohne Ueberstürzung und anscheinend gelegentlich über die Veränderungen aufzuklären, die mit ihm vorgegangen waren und nach ihrer Meinung eine ganz vorsichtige Behandlung des wunderlichen Kranken nothwendig machten.

Sie besorgte deshalb auch zunächst mit aller Subtilität, die ihr in solchen wichtigen Dingen eigen war, und auf die sie sich „noch vom Lande her verstand," ein Frühstück, wie es die Speisekammer der wohleingerichtetsten Hausfrau nicht mannigfacher und delicater hergeben konnte, und erntete mit rechter Seelenerwärmung - es war ja nach langer Zeit wieder einmal die erste freundliche Bestätigung nicht verfehlten Ringens — des Gastes enthusiastische Lobsprüche.

Alexandrine hatte Mühe, der im Nöthigen immer eifrigeren Tante begreiflich zu machen, daß es eine Grenze im Genuße gebe, hinter der jede Schätzung der Einzelleistung aufhöre.

Sie mußte nun die Wohnung in Augenschein nehmen, und dabei fiel schon hin und her ein vorbereitendes Wort. „In Cäsar's Wohnung und Laboratorium einzudringen lohnt es kaum; sie machen den Eindruck eines verlassenen Lagers. Das Sopha ist eigentlich noch der einzige Gegenstand, den er seit Monaten in Gebrauch hat."

Und dann gleich darauf wieder ablenkend: „Ach, der arme Mensch! Was muß er sich jetzt strapaziren."

„Muß, Tantchen? Weshalb muß?"

„Hm — ja hm! Das verstehst Du nicht, Kind, und ich verstehe es eigentlich auch nicht ganz. Aber Cäsar ist ja nun der älteste Hauptmann —"

Alexandrine schlug lachend ein Schnippchen.

„Ich will schon ein verständiges Wort mit ihm reden," versicherte sie. „Ganz aufrichtig, Tantchen: ich kenne Alles, was Euch drückt, vielleicht besser, als Ihr selbst. Deiner Briefe mit ihren diplomatischen Wendungen bedurfte es nicht einmal, mich über die Mißstimmung hier im Hause besorgt zu machen; sie bestätigten nur, was ich haarklein durch einen Officier

erfahren hatte, der im Hause des Major Knobel sehr bekannt ist. Herr Hauptmann von Wachlitz sagte mir —"

„Von Wachlitz —?"

„So ist sein Name. Er sagte uns, daß Onkel sich habe zur Batterie versetzen lassen und auf dem besten Wege sei, sich zu ruiniren. Das durfte ich nicht zulassen. Meinem alten Onkel, der mir das Leben so angenehm erhalten hat, war ich einen Dienst schuldig. Darum kam ich her. Ich habe ein großes Werk vor, aber ich hoffe, daß es gelingen wird."

Sie sagte das so wichtig und doch nur die Wichtigkeit spielend, so zwischen Ernst und Scherz, daß Tante Elvira nicht wußte, was sie darauf erwiedern sollte.

Sie begnügte sich deshalb vorläufig mit einem kopfnickenden „Sieh — sieh! Ei — ei!" und versuchte zu lächeln.

Erst als sie in ihrem Wohnstübchen Alexandrine auf dem kleinen grünen Eckſopha neben sich zum Sitzen gebracht hatte, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Was Du da vorhin sagtest — hm, hm! —

ich möchte es mehr für einen launigen Einfall halten, als für eine Sache der Ueberlegung."

„Wovon sprichst Du, Tantchen?"

„Nun von Cäsar. Wenn Du Dir einbilden solltest, daß sich mit ihm noch so leicht leben ließe, als damals, wo er nach den Unterrichtsstunden gemüthlich in Schlafrock und Pantoffeln an seinem Schreibtisch saß und mathematische Formeln ausrechnete, oder in seinem Laboratorium wirthschaftete, oder im Gärtchen seine prächtigen Rosen stutzte und seine Blumen begoß, so würdest Du sehr irre gehen.

Da konnte sich das lustige Mädchen schon erlauben, hinten auf seinen Stuhl aufzusteigen und ihm die Augen zuzuhalten, oder seine Glasröhren durcheinanderzuwerfen, oder ihm die Knospe abzubrechen und sie ihm zur Versöhnung selbst in's Knopfloch zu stecken. Jetzt — ich kann Dich nur zu Deinem eigenen Besten bitten, Kind, Dich so wenig bemerklich als möglich zu machen. An mich, siehst Du, hat er sich doch seit langen Jahren gewöhnt, und ich habe mir einbilden dürfen, ihn aus- und inwendig zu kennen. Aber wie ich auch über den Fußboden schwebe, daß kein Mäuschen leiser auftreten könnte, wie ich auch

jedes Wort zehnmal überdenke, bis ich es ausspreche, wie ich mich auch zurückgezogen halte und mich ihm nur im äußersten Nothfall in Erinnerung bringe — es ist Alles schon zu viel für seine nernöse Reizbarkeit. Ich kann Dir nur rathen: sag' ihm guten Tag und gesegnete Mahlzeit, thu' aber im Uebrigen so, als ob Du ihn gar nicht siehst. Alles Fragen ist ihm verhaßt, und Widerspruch kann er nun schon gar nicht ertragen, obgleich er meist ärgerlich ist, wenn man ihm gleich bereitwillig zustimmt. Ich nicke gewöhnlich nur mit dem Kopf, um ihn weder so, noch so zu erzürnen. Man muß schon mit ihm umgehen, wie mit einem Männchen von Traganth. Welche Vorwürfe hätte man sich zu machen, wenn er erkrankte! Ich bin ja doch seine einzige Schwester, und weiß Gott! ich habe mein Herz an nichts gehängt, als an ihn, und ich bin es Vater und Mutter schuldig, daß ich ihn hüte, wie meinen Augapfel. Und deshalb thu' mir die Liebe, Kind, und füge Dich geduldig und sanft in seine Grillen, und wenn Du lustig plaudern willst, komm zur alten Tante. Vielleicht findet er sich nach und nach in Dich."

Die alte Tante wischte zierlich mit dem Zipfel des feinen Taschentuchs eine Thräne aus dem Augen-

winkel fort und schob es dann wieder zitternd unter den Bügel ihres Arbeitskörbchens.

Alexandrine hatte sehr aufmerksam zugehört, als ob jedes Wort ihr Bedeutung habe, wohl auch einmal bedauernd den Kopf geschüttelt. Auch jetzt, nach Schluß der langen Vorhaltung, sah sie noch ganz ernst aus, beugte sich vor und hob die Hand zu einem mitleidigen Streicheln. Aber sei es nun, daß das Hecuba-Gesicht der Tante ihr zu komisch erschien, oder daß ihr sonst ein schalkhafter Gedanke durch den Sinn ging, sie lachte plötzlich laut auf und schnellte vom Sopha in die Höhe. Elvira rückte erschreckt gegen die Lehne. „Aber Kind —!“ „Verzeih, beste Tante!“ rief das muntere Mädchen, sie stürmisch umarmend, „aber es ist doch wirklich keine Kleinigkeit, sich in ein solches Hausunglück hineinzudenken, das man vergrößern helfen soll. Denn wenn ich mich auf den Kopf stelle, das bringe ich nicht fertig, was Du von mir verlangst. Und Du sollst einmal sehen —“

Draußen ging die Thüre; ein Schleppsäbel rasselte hinein. „Er ist's,“ wispelte Elvira, nun ganz verschüchtert, „um Himmelswillen —“. Man hörte Stimmen: „Der Brenneisen hat seine drei Tage

Mittelarrest, verstehen Sie? Ich will ihm schon die Elevation in den Kopf pauken.“ „Was? Haben Sie wieder zu murren?“ — „Ich meinte nur, weil er eben erst aus dem Lazareth —“. „Da ist nichts zu meinen — Batteriebefehl! Die beiden Kerle, die auf dem Protzkasten wackelten, treten mit Gepäck an. —“. „Zu Befehl, Herr Hauptmann —!“ „Bombenelement! schneiden Sie mir nicht wieder ein Gesicht wie die theure Zeit. Paßt Ihnen wohl nicht — was?“ „Weil wir doch zwanzig Mann zum Patronenfüllen —“ „Zwanzig Mann? Die zweite Batterie stellt ja nur zehn!“ „Zu Befehl!“ „Das ist wider eine schändliche Chicane von oben. Alle meine Leute commandiren sie mir weg zur Arbeit, und dann soll's beim Exercieren klappen.“ Stumme Pause. „Zum Tausend! worauf warten Sie denn noch, Panse? Kehrt — marsch!“

Die Thür nach dem vorderen Zimmer öffnete sich hastig, und Cäsar Neumann, den Helm auf dem Kopfe, polterte durch nach seiner dahintergelegenen Stube. Er warf einen Blick seitwärts, bemerkte Besuch und beschleunigte seinen Schritt. Elvira suchte Alexandrine am Kleide auf dem Sopha zurückzuhalten. „Laß ihn doch nur erst ablegen,“ flüsterte sie.

Vergebens. „Onkel, siehst Du denn gar nicht, wer da ist?“ rief das junge Dämchen; und gleich darauf rauschte auch die Seide über die Schwelle und huschte die leichte Gestalt dem bärbeißigen Kriegsmann nach, der verwundert umschaute. „Du bist's — Alexandrine —?“ knurrte er, die Augen aufreißend; „I! da hätt ich doch —“

„Hübsch die Brille aufsetzen sollen,“ fiel sie ihm in's Wort und hing sich an seinen Hals, alle weiteren Einwendungen mit herzlichen Küssen erstickend.

Tante Elvira bemerkte mit Schrecken, daß ihre Ermahnungen schon so bald in den Wind geschlagen waren, und folgte eiligst, um weiteren unbedachten Aeußerungen vorzubeugen. Hätte sie selbst sich jemals unterfangen, an die Brille zu erinnern, würde es ein Unglück gegeben haben.

Aber Alexandrine schien auf ihre Winke gar nicht zu achten. „Dein Pflegekind nicht zu erkennen,“ rief sie, „das ist arg, Onkel. Ich komme Dir wohl gar nicht recht?“

„Nu — nu —“ knurrte er sauersüß, „bist eine ganze Dame geworden —“

„Aber Du —!“ rief sie lachend, indem sie einen Schritt zurücktrat und ihn von der Helmspitze bis zu den Schnabelspitzen der Stiefel musterte; „wie finde ich meinen alten Onkel wieder?“ Die Stirnfalte zwischen seinen Augenbrauen vertiefte sich merklich und Elvira hüstelte in ihr Tuch. — „Wenn ich Dich nicht wieder erkannt hätte, es wäre kein Wunder gewesen; Du hast Dich ja ganz modernisirt, Onkelchen!“

Er wußte nicht, ob er lachen oder schmollen sollte. „Hm — hm —“ meinte er etwas verlegen, „ich bin doch noch nicht aus den Jahren hinaus —“

„Bewahre!“ unterbrach sie ihn begütigend; „Du bist ja eigentlich noch ein junger Mann! Aber ich hatte doch gehofft, meinen alten Onkel wieder zu finden, den ich nun einmal mit seinem Zottelkopf und Faltenrock in mein Herz geschlossen habe. Blanke Officiere sieht man so viele, aber einen alten Onkel, wie meinen, soll man noch erst suchen.“

Er krümmte den Buckel, wie eine Katze, die man gegen den Strich streichelt. „Man muß doch mit der Welt mitgehen, wenn sie nicht auf uns warten will,“ entschuldigte er knurrig.

„Aber es ließ Dir doch viel besser anders," kritisirte sie unerbittlich, obgleich Tante Elvira schon wieder am Kleide zupfte. Auf diese bittere Pille folgte dann rasch wieder ein Kuß, der seine versöhnende Wirkung nicht ganz verfehlte. Elvira war verwundert, daß er, statt aufzubrausen oder mürrisch fortzulaufen, sich ganz geduldig den Helm aus der Hand nehmen, die Handschuhe ausziehen, sogar die Knöpfe über der Brust öffnen und auf einen Lehnsessel niederdrücken ließ. „So!" rief Alexandrine, „nun noch das grimmige Schlachtschwert von der Hüfte, und wir werden bequem plaudern können. Sag' einmal wer war der Spektakelmacher draußen?"

„Was — was? Du meinst?"

„Den Wütherich, meine ich, der eine kleine Vergeßlichkeit mit drei Tagen Arrest bestrafte und zwei „Kerle" mit Gepäck antreten ließ, weil sie auf dem Protzkasten gewackelt hatten? Wenn ich mir denke, daß ich da sitzen sollte —! Und nicht einmal Federn darunter —!"

Cäsar mußte laut auflachen. „Das fehlte noch!" Schnell aber glättete sich das Gesicht wieder. „Man hat ewige Aergerniß," sagte er verbissen, „und der Feldwebel Panse kann den Ruhigsten toll machen."

Sie streichelte ihm die Schulter. „Die armen Menschen! Und heute an meinem Einzugstage —! Was meinst Du, Onkelchen, wenn Du einmal zur Feier meiner Ankunft —"

„Wollen sehn," schmunzelte er freundlicher; „aber das Volk verdient's nicht."—

In diesem Ton ging es nun den ganzen Tag fort, auch den folgenden und alle nächsten Tage. Cäsar bekam fortwährend Wahrheiten zu hören, die ihm gar nicht behagten, die er aber verschlucken mußte, weil es ihm noch viel übler erging, wenn er seiner Empfindlichkeit die Zügel ließ.

Alexandrine konnte dann mit allerhand spitzen Redensarten so lange sticheln und prickeln, bis er aus seinem Schmollwinkel heraus mußte. Wenn er aber einmal ärgerlich aufbrauste und „wild" wurde, dann war's gar um ihn geschehen; er mußte sich auslachen und dann von der weichsten Hand tätscheln und streicheln und von dem schalkhaftesten Munde bedauern lassen, als ob einem Kinde irgend ein Unfall begegnet wäre, für den ein Bonbon das beste Pflaster ist, bis er wieder „ganz zahm" wurde und „Spaß verstehen lernte." Und gerade auf die Punkte richtete sie am liebsten ihre neckischen Angriffe, die sich am schwersten

vertheidigen ließen. Als ob sie gar nicht merkte, wie große Leiden ihm seine kleinen Schwächen verursachten und wie ängstlich er darauf bedacht war, sie zu verbergen, deckte sie bei jeder erdenklichen Gelegenheit ganz unbarmherzig die sorglich gehüteten Hüllen ab, so daß Tante Elvira, wie sie selbst bekannte, immer „auf Stecknadeln saß“ und Cäsar garnicht anzusehen wagte, um nicht als Mitschuldige zu gelten.

„Sie ist ein Plagegeist,“ sagte Cäsar; und daß er es zu ihr sagte, galt ihr als ein Zeichen vertraulicher Annäherung, wie sie es lange vermißt hatte. Sie nickte deßhalb verständnißinnig und seufzte leise. „Aber mir doch noch tausendmal lieber,“ fuhr er fort, „als Deine Leisetreterei und Liebedienerei. Ich kann das Herumschleichen und Spüren und Tasten und Zum-Munde-reden und Hätscheln in den Tod nicht leiden. Man will doch einmal fest angefaßt werden; Du bist aber ein Spinngewebe, das im Spätsommer auf den Feldern herumfliegt — es kann einem das Spazierengehen beim schönsten Wetter verleiden. Nun wieder das klägliche Gesicht, als ob ich Dir Wunder was Unangenehmes gesagt hätte. Nimm Dir ein Beispiel an Alexandrine; sie hat eine lose Zunge, aber sie verträgt dafür auch

ein Wort geradeaus.“ Das kostete viele geheime Thränen. „Wie machst Du's nur, Kind, daß er Dir nicht böse wird?“ fragte die alte Dame ganz verzweifelt. „Du ärgerst ihn eigentlich unausgesetzt, daß mir ganz angst und bange werden muß, und hinterher bekomme ich noch Grobheiten zu hören, daß ich's nicht ebenso treibe.“ — „Treib's doch ebenso, Tantchen,“ lachte der Wildfang; „der Onkel hat bei Dir viel zu gute Tage gehabt und sich an Deinen Leckerbissen den Appetit verdorben. Opposition ist ihm ein wahres Labsal; man muß ihm keine Ruhe lassen, bis er wieder zu seinem eigenen Besten der gemüthliche alte Onkel ist.“ — „Wenn ich's nur übers Herz bringen könnte!“ meinte sie. Der „Plagegeist“ durfte übrigens nur seine Macht wirksam fühlen, um auch noch andere Saiten aufzuziehen. Wenn Onkel Cäsar sich aus seiner Verdrießlichkeit nicht leicht aufscheuchen lassen wollte, oder wenn er den Beleidigten spielte, warum Liebkosungen an ihn verschwenden, auf die er doch offenbar nur wartete? Lieber selbst einmal eine gerunzelte Stirn zeigen und ein wenig schmollen, Migräne haben und sich einen halben Tag nicht sehen lassen. Wir sind schon nicht mehr um Gotteswillen gelitten, wir werden vermißt,

aufgesucht; wir können die Bedingungen stellen, unter denen wir capituliren. Armer Rittmeister! wer dir gesagt hätte, daß du noch den Pantoffel küssen müßtest!

„Ich will nun aber endlich auch Dein Laboratorium sehen, Onkel!“

„Ach, laß das! es ist in der fürchterlichsten Unordnung.“

„Warum ist es in der fürchterlichsten Unordnung?“

„Weil ein Soldat Wichtigeres zu thun hat, als chemische Experimente anzustellen und Retorten zu beobachten.“

„Freilich! wenn zwei Rekruten nacherercirен, mußt Du ja im Pflichteifer dabei sein, und im Pferdestall ist's gewiß höchst interessant.“

„Ich bin doch nun einmal kein Professor.“

„Schade!“

„Ah — pah! Die Spielereien mußten ein Ende haben.“

„Waren aber keine Spielereien. Weißt Du, daß ich Deine gelehrten Abhandlungen über das Silber von einem wirklichen Professor als mustergiltig habe rühmen hören?“

„So — so? Spricht man davon?“

„Was würde der Mann der Wissenschaft leisten können, sagte er, wenn er öfter den Säbel abschnallen wollte!“

„Unsinn! Habe so schon wenig Dank. Ja, wenn ich noch einen neuen Explosionsstoff entdeckt hätte —!“

„Was? Habt ihr noch immer nicht genug Menschenvertilgungsmittel in Petto, wenn's einmal wieder Krieg giebt?“

„Es wäre etwas für den Soldaten — und auf Anerkennung dafür zu rechnen. Jetzt sieht man den Apotheker in Uniform über die Schulter an.“

„Woraus sich der Apotheker in Uniform eine Ehre machen sollte. — Komm! wir wollen einmal aufräumen, Onkelchen!“

„Dummes Zeug! Ich will nichts mehr davon wissen.“

„Aber aufräumen können wir doch. Wo ist der Schlüssel?“

„Mach' mich nicht ärgerlich. In das Zimmer geht Niemand hinein.“

„Außer uns Beiden. Weißt Du, ich helfe Dir.

Wär's nicht möglich, daß wir ganz zufällig doch noch den Stein der Weisen fänden?"

„Und Gold machten! Ha, ha, ha!"

„Wär's denn so unmöglich?"

„Gerade so unmöglich, als daß Du noch einmal zur Vernunft kommst."

„Das war ein Tusch, Onkel, und nun muß ich erst recht meinen Willen haben. Heraus den Schlüssel, oder ich bringe unter die Leute, daß Du da eine geheime Marterkammer für die unseligen Kanoniere Deiner Batterie unter Schloß und Riegel hältst, die auf dem Protzkasten wackeln oder die Elevation vergessen."

Es half ihm kein Murren und Knurren, er mußte das so lange nicht betretene Laboratorium öffnen und Alexandrine einlassen. Eigentlich konnte ihm gar nichts Angenehmeres begegnen, als diese Nöthigung, denn er hatte die verschlossene Thür gar nicht ansehen können, ohne einen Stich durchs Herz zu empfinden, daß er sich von seinen Schätzen absperren müsse, und oft genug war er schon nahe daran gewesen, „den ganzen Trödel" von seinem Burschen fortschaffen zu lassen, um weniger von seiner Sehnsucht geplagt zu werden. Als es

nun erst — natürlich unter fortwährenden Betheuerungen, daß ihm an dem „Professoren-Quark“ nicht so viel liege — an ein Aufräumen und Abstäuben ging, das Mädchen tausend Fragen hatte, die doch höflicherweise eine Antwort und vielleicht gar ein kleines Exeriment zu besserer Erklärung forderten, als sich in einigen Glasretorten halbvergessene Präparate fanden, die denn doch „einer flüchtigen Aufmerksamkeit werth“ waren, vergingen auf's angenehmste Stunden in dem kleinen Zimmer, und schließlich war sogar die Zeit verpaßt, wo der Hufbeschlag hatte nachgesehen werden sollen, so daß Panse ganz verstört nachfragen kam, ob dem Herrn Hauptmann etwas zugestoßen wäre. „Machen Sie's in Teufels Namen allein ab,“ ranzte ihn der Gestrenge an, aber nicht ärgerlich, sondern mit lachendem Gesicht; „wenn ein Eisen los wird, liegt's ja doch daran, daß die Federfuchser vom praktischen Dienst nichts verstehen.“

Die Thür wurde nicht wieder abgeschlossen. Elvira war nicht wenig verwundert, sie offen und Cäsar in seinem Laboratorium eifrig bei der Arbeit zu finden, als sie am nächsten Morgen zum Frühstück bitten wollte. „Es ist nur, um einige chemische Wandlungen zu demonstriren,“ entschuldigte er ohne

angegriffen zu sein, das erstaunte Gesicht der Schwester hätte ihm denn als großes Fragezeichen erscheinen müssen. Alexandrine war dann wirklich sein Gast im Laboratorium und hielt darin länger aus, als ihre Neugierde. Bald freilich war der Onkel so vertieft in seine Untersuchungen, daß es einer Anregung von ihrer Seite nicht mehr bedurfte.

Damit war jedoch nur ein Theil seiner Zeit in altgewohnter Weise ausgefüllt; und noch stand die Bibliothek unberührt, die sonst so eifrig benutzt war. „Ist es nicht jammerschade," sagte Alexandrine, „daß die schönen Bücher so arg verstauben?" Sie zog einige Bände halb aus der Reihe und blies die Flocken fort. „Eine Bibliothek, die ungebraucht dasteht, kommt mir immer vor wie ein Kirchhof. Da liegt Leichenstein an Leichenstein mit sauberer Aufschrift — man erfährt, wer da unten sanft schlummert. Wächst auch nicht Gras darauf, so sammelt sich doch Staub zum Staube." — „Es ist nur der Unterschied," meinte Cäsar, „daß die Auferweckung von den Todten nicht so schwierig ist und nicht gerade auf den jüngsten Tag wartet." Alexandrine blies eine neue Wolke auf. „Wer weiß? Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich schaffte den Kirchhof hinaus — es ist doch ein

melancholischer Anblick. Ein praktischer Officier braucht am Ende nichts Gedrucktes im Hause, als das Exercir-Reglement und die Dienst-Instruction." So weit sei's denn doch mit ihm lange noch nicht, meinte er ein wenig gereizt.

Und als ob er zeigen wollte, daß es mit ihm noch lange nicht so weit sei, bepackte er schon an demselben Nachmittag seinen Schreibtisch mit aufgeschlagenen Büchern in Quart und Octav, stopfte nach Monaten wieder die erste Pfeife und qualmte so kräftig, daß Elvira es bis in's dritte Zimmer hin verspürte und ein Mal über das andere in ihr Taschentuch hüsteln mußte. „Es geschehen Wunder," sagte sie. — „Ueber die wir uns aber um Himmelswillen nicht verwundern müssen," meinte Alexandrine.

Der Feldwebel Panse hatte nun bessere Tage. Sein Hauptmann verließ ungern das Haus und war nur in dringenden Angelegenheiten zu sprechen. „Lassen Sie mich mit der Bagatelle in Frieden," war schon nach einer Woche die stehende Abfertigung auf alle denkbaren Rapporte. Die Hoffnungen, die der Herr, „Wachtmeister" auf den „Gelehrten" gesetzt hatte, schienen sich endlich erfüllen zu wollen; er hob den Kopf höher.

Daß Cäsar bei dieser veränderten häuslichen Lebensweise gerade viel liebenswürdiger wurde, läßt sich nicht behaupten; wenigstens spürten die Damen wenig davon. Als ob er alles Versäumte nachholen wollte, ließ er sich nun kaum zum Essen Zeit, um nur schnell wieder zu seinen Büchern und Scripturen zurückzukommen. Leider forderte der praktische Dienst, was auch der Feldwebel auf sich nehmen mochte, so oft Unterbrechungen, daß seine Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde. „Schon wieder? Man möchte aus der Haut fahren!“ hörte man ihn wohl zehn Mal am Tage rufen, und wenn er den bequemen Schlafrock aus- und die Uniform anziehen oder gar den Helm aufsetzen mußte, war's ein Geseufze und Gestöhne, daß es ein härteres Herz als das Elvira's hätte erbarmen können. Alexandrine freilich lachte wie ein Kobold und meinte, es geschehe ihm schon recht. Wenn man sich als ältester Hauptmann fühle, müsse man den jungen Leuten mit gutem Beispiel voran-gehen.

„Es ist wahrhaftig nicht länger auszuhalten!“ rief er eines Tages ganz verzweifelt, als er wieder Stunden lang hatte zu Pferde sitzen müssen und beim Exercitium seinem Vorgesetzten nichts hatte recht

machen können. „Man wird behandelt wie ein dummer Junge, und das von Leuten, die Gott danken sollten, daß das Pulver nicht mehr zu erfinden ist. Wenn's früher doch einem vernünftigen Menschen eingefallen wäre, zu verlangen, daß der Artillerist wie ein Paradesoldat aussehen und marschiren solle! Nun ist ihr ganzer Ehrgeiz, mit den anderen Waffengattungen in diesen Aeußerlichkeiten zu wetteifern. Erbärmlich!"

„Was nöthigt Dich aber, bester Onkel, Dich so behandeln zu lassen?" wendete Alexandrine ein, die nur auf die günstige Gelegenheit gewartet hatte loszubrechen.

Er warf mit einem kurzausgestoßenen „Pah—!" den Kopf auf. „Die Disciplin! Das ist ja beim Militär nicht anders. Im Dienst muß man alles einstecken."

„Es zwingt Dich ja aber nichts, zu dienen."

Das war deutlich. Es war so deutlich, daß Cäsar nicht glaubte, seinen Ohren trauen zu können, deshalb den Hals vorreckte und das Gesicht halb wandte, wie Jemand, der schlecht gehört zu haben glaubt und die Bestätigung erwartet.

Alexandrine hatte sich auf einen scharfen Disput

gefaßt gemacht, und sich abschrecken zu lassen war nicht ihre Art, obschon Elvira über das Strickzeug fort mit den Augen plinkte. „Ich meine," erläuterte sie sehr gelassen, „Dienen ist keine Annehmlichkeit, und wer's nicht nöthig hat, bleibt besser davon. Man könnte Dir doch den Abschied nicht verweigern."

„Nicht verweigern — nicht verweigern!" fuhr er auf. „Das fehlte wahrhaftig noch!"

„Nun also?"

Das schlimme Wort war gesprochen. Es hatte Cäsar das Blut in's Gesicht getrieben und Elvira kreidebleich gemacht. Ihre Stricknadeln klapperten, als ob sie für's tägliche Brod arbeitete, dabei fiel aber eine Masche nach der andern herunter und der Faden wickelte sich um den kleinen Finger fest. Es entstand eine sehr peinliche Pause.

„Höre, Alexandrine — das verstehst Du nicht," brach endlich der Onkel in geärgertem Ton los. „Es ist für mich ein Ehrenpunkt zu bleiben."

Sie lächelte ungläubig. „Einbildung, Onkelchen, pure Einbildung."

Er sprang auf und trappte mit seinen Sporenstiefen durch das Zimmer, daß die großen Vasen auf der Servante zitterten. „Du erlaubst Dir einen Ton, Alexandrine —"

Sie fing seine Hand ab, und suchte sie an die Lippen zu ziehen. „Mit allem pflichtschuldigen Respekt, Onkelchen: es ist Einbildung. Ich weiß wohl, Du bist ältester Hauptmann —“

„Sei mir still davon.“

„Und der Ehrenpunkt ist, Major zu werden.“

„In drei Teufels Namen denn — ja! ja! ja!“

„Aber einem Mann, wie Du einer bist, ist es gar keine besondere Ehre, Major zu werden.“

Er blieb stehen und riß die Augen auf. „Was — Was? Ich hab's so gut verdient wie ein Anderer.“

„Eben darum. Du hast aber vor Andern viel voraus, und da sollen sie Dich einmal einholen.“

Das war ein Tropfen Balsam auf das wunde Herz. „Es ist mir, weiß Gott, nicht um die blanken Epaulettes, und auch nicht um das größere Traktament! Aber weshalb sich bei Seite schieben lassen? Und von so einem —“

„Nun? Von so einem —?“

„Jungen Fant, wie der Wachlitz. Es ist von ihm die Rede, weil er im Generalstabe gewesen ist. Das ist so die leichteste Art, alten verdienten Officieren über die Köpfe zu springen.“ Er focht mit den Armen und duckte das Kreuz.

„Ich erinnere mich doch, daß noch vor fünf oder sechs Jahren Herr von Wachlitz stets einer Deiner liebsten Gäste war. Ich habe Dich selbst oft genug sagen gehört, daß er ein vortrefflicher Officier sei.“

„Pah! es giebt auch sonst noch vortreffliche Officiere. Wenn er ein Bürgerlicher wäre, hätte kein Hahn nach ihm gekräht. Und wenn ich nicht Neumann hieße —“

„Ha, ha, ha! Dann wärst Du schon General! Also neidisch —! Was kann denn aber der arme Wachlitz dafür, daß ihm sein Vater nichts hinterlassen hat, als einen altadeligen Namen und eine Freistelle im Kadettenhause? Er muß vorwärts. Wenn er ältester Hauptmann wäre, und es käme ihm Einer zuvor, wär's übel für ihn. Du aber hast's reichlich dazu, Dein freier Herr zu sein; es trägt Deinem Lebensglücke nichts zu, wenn Du am Schluß des Jahres einige hundert Thaler mehr unverbraucht findest. Du bist aber auch der Mann, Deine Freiherrenschaft nützen zu können. Mit Herz und Seele bist Du ja doch bei ganz anderen Dingen; Stand und Beruf beengen und hemmen Dich. Du wirst Dich um so unbehaglicher und unbefriedigter fühlen, je weiter der Wirkungskreis gesteckt wird, in dem Du

Dich doch nicht zu Hause findest, und je peinigender die Selbstverpflichtung werden wird, dieser größeren Verantwortlichkeit gewachsen zu sein. Wahrhaftig! ich müßte Dir weniger gut sein, bester Onkel, wenn ich anders sprechen wollte."

Man konnte den Wechsel der Empfindungen, den diese vernünftigen, augenscheinlich gutgemeinten und doch wenig zusagenden Vorstellungen verursachten, auf seinem beweglichen Gesicht ablesen. Hätte er aufrichtig sein können, so würde er sich bekannt haben, daß er sich alle diese Gründe selbst schon vorgehalten hatte; aber er war nun einmal zu lange mit aller Anstrengung bemüht gewesen, sich in eine ihm ganz fremde Richtung hineinzuschrauben, und er hatte zu viel gelitten, sich darin zu behaupten, um nun einen Irrthum zugeben zu können, der überdies beschämend war.

„Ihr Frauenzimmer habt keinen Maßstab für dergleichen," polterte er schließlich heraus; „jeder Officier ist da ein competenterer Beurtheiler."

„Und wenn man Dich trotz aller Deiner Bemühungen, ein guter Soldat zu scheinen, doch überspringt —?"

„Ah —!"

„Jetzt ist es Dein freier Wille, den Abschied zu nehmen, und wer Dich kennt, müßte diesen Ent-

schluß ganz begreiflich finden. Wenn Du übergangen bist —"

Seine hohe Stirn wurde feucht, und die Augen zwinkerten wie geblendet. „Glaubst Du wirklich, daß eine solche Kränkung —" fragte er kleinlaut und unsicher.

„Wenn ich darüber zu bestimmen hätte, Onkelchen," rief Alexandrine munter, „ich machte Dich jedenfalls nicht zum Major."

Das kam denn doch sehr unerwartet. Elvira ließ das Strickzeug fallen, und Cäsar zog eine Grimasse, als ob er in einen unreifen Apfel gebissen hätte. Er antwortete nichts, aber es konnte kein Zweifel sein, daß er sich beleidigt fühlte. Alexandrine sprang auf und eilte ihm nach. In der Thür zu seinem Zimmer holte sie ihn ein, hielt ihn an der Schulter fest, zog mit sanfter Hand sein widerstrebendes Kinn zu sich herum und gab ihm einen herzlichen Kuß auf die Wange. „Und doch bist Du mein allerbester Onkel," schmeichelte sie, „und ich wüßte kaum einem zweiten Menschen auf der Welt, dem ich so alles wahre Glück wünschte, wie Dir. Aber zum Major bist Du viel zu schade."

Der Unmuth wollte nicht so schell weichen.

„Schon gut — schon gut!“ brummte er, machte sich aus ihrer Umarmung los, schritt weiter und schloß die Thür hinter sich. „Nun ist Alles wieder verdorben,“ seufzte Elvira.

„Abwarten, Tantchen!“ meinte Alexandrine.

Cäsar schmollte lange; er ließ sich sogar dienstlich krank melden und blieb den nächsten Tag über auf seinem Zimmer. Endlich aber mußte er doch wieder zum Vorschein kommen und Alexandrine empfing ihn mit so schalkhaftem Bedauern, daß seine Bärbeißigkeit dagegen nicht Stand hielt. „Wenn Du allen den Flieder und Kamillenthee hättest einschlucken müssen,“ sagte sie mit drolliger Wichtigkeit, „den Tante Elvira Dir zugedacht hatte, Du wärest ein verlorener Mann gewesen. Küsse mir die Hand, daß ich Dich gerettet habe.“ Und dann hing sie sich an seinen Arm und streichelte ihn und meinte, daß er ganz schmal geworden sei, und legte ihm bei Tisch selbst das beste Stück vom Braten auf den Teller und sah ihn mit so verliebt-neckischen Blicken an, daß wohl der Schnee bald gänzlich schmelzen mußte. Als sie nach dem Essen „dem Reconvalescenten“ einen Spaziergang in's Freie vorschlug und den Burschen mit dem Paletot

nachbestellte, brach er in eine helle Lache aus, und der letzte Rest übler Laune war verschwunden.

Er hatte sich's schon überlegt, daß Alexandrine eigentlich doch Recht habe. Auch wenn sie nicht Recht gehabt hätte, würde er dem lustigen Dinge nicht lange haben zürnen können, das ihn so trefflich zu behandeln wußte; aber sie hatte wirklich Recht. Es war die größte Thorheit, sich auf's widerwärtigste zu placken, um im günstigsten Falle etwas zu erlangen, das für ihn nicht einmal durch sich selbst Werth hatte. Und es war andererseits das Erwünschteste, was er sich denken konnte, in voller Muße seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nachzugehen. Tausendmal hatte er selbst gesagt, daß er erst zu leben anfangen werde, wenn er Invalide geworden sei, und daß es ihm auf die Pension wenig ankomme, das mußte er sich auch wiederholen. Und doch war's schwer, sich mit einem entschlossenen Strich aus der Liste derer auszustreichen, mit denen und zwischen denen er so lange dem gleichen Ziel zugeschritten war. Wenn sein Vater noch lebte — der würde es gar nicht begreifen. Es schien beinahe sündlich, mehr als das halbe Leben für etwas gearbeitet zu haben, das so willkürlich und ohne eine Spur zu hinterlassen, sollte von ihm abfallen können,

als ob es gar nicht da gewesen wäre. Er war eine viel zu tiefe Natur, um darüber mit Leichtsinn hinweg zu können. Zugeben, daß er sich von seinem Beruf ohne jeden Kummer und sogar mit Freudigkeit trennen könne, hieß anerkennen, daß er seinen Beruf gänzlich verfehlt habe, und davor erschreckte er, wenn er an seine weitvorgerückten Jahre dachte. Es entstand da plötzlich hinter ihm eine gewaltige Leere, die sich mit nichts ausfüllen lassen wollte, und davor wurde ihm bange.

Aber wie er sich auch sträubte, es gelang ihm nicht mehr, in die frühere Selbsttäuschung zurückzukommen, nachdem ihm einmal die Augen geöffnet waren. Und sonderbar! je mehr er sich darüber klar wurde, daß er nie hätte Soldat werden sollen, und daß er so rasch als möglich aufhören müßte es zu sein, desto mehr Zweifel stiegen ihm darüber auf, daß auch in anderer Hinsicht sein Leben eigentlich recht nichtswürdig verpufft sei. Es fiel ihm zum ersten Mal recht schwer auf die Seele, daß er nicht geheirathet habe; und er fragte sich nun ärgerlich und verwundert, warum er denn eigentlich nicht geheirathet habe? und konnte sich durchaus keine genügende Antwort geben. Wenn du nun Weib und Kind hättest, mußte er denken, dann wärst du geborgen; dann hättest

du etwas, das dich ganz ausfüllte; dann wüßtest du, wofür du eigentlich lebtest. Ein alter Junggeselle, der nicht einmal seinen Posten in der Gesellschaft ausfüllen kann, zu dem doch nur ein Mann gehört — das war etwas sehr Trauriges. Es kam ihm der Gedanke, ob es noch Zeit sei, ein ganzer Mensch zu werden, und der Gedanke schien gar nicht so ungeheuerlich. Er durfte nur auftauchen, um gleich im Sturm Kopf und Herz in Beschlag zu nehmen. Er hatte gleichsam von der Wagschale, die sich bisher in der Schwebe erhalten hatte, ein großes Gewicht heruntergehoben und war mit seiner Last tief abwärts geschnellt; es mußte ein anderes Gewicht aufgestellt werden, um ihn wieder zu heben, und das schien nun ganz unerwartet gefunden. Warum zögern?

Sich nach einer Frau umzusehen, die seinem Lebensalter angemessen, fiel ihm dabei gar nicht ein. Fing die Phantasie erst an zu spielen, so fragte sie nicht mehr nach dem Nützlichen und Zuträglichen. Ein hübsches, munteres Weibchen — je jünger je besser. Die Jahre zusammengelegt und das Mittel gezogen, mußte etwa die Normalzahl für die Heirathszeit herauskommen. Er dachte sich's reizend, einmal recht gründlich verliebt zu sein und unterm Pantoffel

zu stehen, seine schöne Frau auszuputzen und dann mit ihr zu paradiren, daß alle Welt neidisch würde und namentlich auch die Kameraden vom Regiment sagen müßten: der Cäsar Neumann ist doch uns allen voraus. Dabei durfte ihm nicht einmal Sorge machen, wo ein solches Weibchen zu finden sei; bequemer konnte es kein Mensch in ähnlicher Lage haben. Nur die Augen durfte er aufmachen und die Hand ausstrecken, ohne über die Schwelle seines Hauses zu treten. Wenn er sich's recht überlegte, war er ja schon närrisch verliebt und küßte er ja schon das niedlichste Pantoffelchen. Wie ein Wink des Himmels schien es ihm, daß Alexandrine gerade in diesem kritischen Moment eingetroffen war. Sie und keine andere — das verstand sich gerade ebenso von selbst, als daß sie nur auf seinen Antrag wartete, um „dem alten Onkel" in die Arme zu fallen.

Sobald das einmal bei ihm sicher war, schlug seine Stimmung radikal um. Alles, was ihn bisher Monate lang in Unruhe versetzt, gekränkt und gehärmt hatte, verlor seine Bedeutung. Mit einer Sorglosigkeit, die das gerade Gegentheil der früheren ängstlichen Vielgeschäftigkeit war und die Jedermann, außer ihn selbst, in Verwunderung setzte, überließ er seine Bat-

terie dem Feldwebel und den jüngeren Officieren; er suchte wieder für den Dienst einen bequemeren Rock vor, ließ den obersten Haken am Kragen offen, schob den Helm in's Genick, um die Stirne frei zu machen, und setzte die gewohnte Brille auf. Es war ihm ganz gleichgiltig, was der Major oder Oberst davon dachte und sprach; er nahm deren unvermeidliche Rüffel mit edler Gemüthsruhe hin und scherzte sogar darüber zu Hause. Er aß mit bestem Appetit, erzählte bei Tisch launige Geschichten, ließ sich den besten Wein aus dem Keller heraufbringen, machte allerhand Einkäufe für die Damen, hatte immer Zeit, mit denselben zu plaudern oder spazieren zu gehen, wobei er nie unterließ, Alexandrine den Arm zu bieten, und fing an, einen Leihbibliothekenroman zu lesen, den er auf Elvira's Nähtisch fand. Er war heiter bis zur Lustigkeit, gesprächig, aufmerksam, aber auch, wie Alexandrine bemerkte, „süß". Er lächelte so eigen mit den Augen, wenn er mit ihr sprach, und er wurde roth, wenn sie sich auf seinen Arm stützte oder ihm das Kinn streichelte oder ihm gar zum guten Morgen einen Kuß gab. Alexandrine fand den „süßen Onkel" sehr komisch, und Elvira, die jetzt ganz Glückseligkeit strahlte, mußte

wieder schelten: „Du hast aber auch immer etwas an ihm auszusetzen!“

So weit ging alles gut und gleichsam ganz von selbst. Nun aber sollte ein Schritt weiter geschehen, und da ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten. Alexandrine mußte doch von seinen Absichten Kenntniß erhalten. Wie ihr aber beikommen? Er hatte es schon mit Andeutungen und scherzhaften Redensarten versucht, aber sie war ihm immer „glatt wie ein Aal“ entschlüpft, wenn er sie zu fassen dachte. Ein förmlicher Antrag war gar nicht zu vermeiden, aber dazu gehörte wieder mehr Herzhaftigkeit, als er besaß, und es wollte ihm auch bei allem Nachsinnen das rechte Wort nicht einfallen, das bei solchen Gelegenheiten zum Verständniß führt. Wenn er sich's zurecht legte, was er sagen wollte, so wurde immer gleich eine lange Rede daraus, und er kannte Alexandrinens Ungeduld und wußte, daß sie ihn gar nicht aussprechen lassen und mit hellem Lachen unterbrechen würde. Wenn er sich dann vorstellte, daß er ganz den Faden verlieren und in der Verwirrung dummes Zeug sprechen könnte und daß er wohl gar die Hauptsache doch nicht zum Schluß brächte und ein anderes Mal wieder von Anfang anfangen müßte, so wurde ihm

ganz heiß. Besser einen Andern vorschieben und selbst erst zutreten, wenn es sich nur noch um ein einfaches „willst Du?“ und „Ja“ handelte.

Dieser „Andere“ konnte natürlich Niemand sein, als Elvira. Sie war ja auch bei der Aenderung aller häuslichen Verhältnisse, die bevorstand, am meisten betheiligt und hatte somit Anspruch, nicht übergangen zu werden. Bei ihr, meinte er, würde er's leichter fertig bringen, sich zu erklären, und daß ihre schwesterliche Liebe dann mit allem Eifer bei dem Mädchen für ihn eintreten würde, konnte ja keinen Zweifel haben. Er paßte also eine Stunde ab, in der er Alexandrine auf Besuch außer dem Hause wußte, und begann Elvira seine wichtigen Eröffnungen zu machen.

Die Präliminarien wickelten sich ganz nach Wunsch ab. Er sagte ihr, daß er beschlossen habe seinen Abschied zu fordern, um „die zweite Hälfte seines Lebens“ sich selbst anzugehören, und darüber sprach sie ihre lebhafte Freude aus. Als er sich dann darüber verbreitete, daß er doch seinem Vater wenig dankbar sein könne, schon in früher Jugend auf eine unrichtige Bahn geführt zu sein, und daß er doch ein rechter Thor gewesen, sich um nichts und wieder nichts zu plagen und die besten Jahre einsam zu verbringen,

statt seinen Neigungen und Fähigkeiten gemäß eine Stellung zu suchen und eine Familie zu gründen, wurde sie schon ernster und gemessener, nickte aber noch immer zustimmend, da sie meinte, daß es sich nur um allgemeine Betrachtungen handle, gegen die ja nichts einzuwenden sei. So wie aber seine Absicht zu Tage kam, mit der Reue Ernst zu machen und den Junggesellen mit dem Officier an den Nagel zu hängen, zogen urplötzlich schwere Gewitterwolken über das sonst so friedliche Gesicht und entluden sich ungestüm in einem Strom von Thränen und in einem Hagelschauer von spitzen Worten, so daß er ganz außer Fassung kam und wie angedonnert mit offenem Munde vor ihr sitzen blieb, keiner Entgegnung fähig. „Wie?“ rief sie. „Du denkst zu heirathen — Du? Ein Mann in Deinen Jahren — ein Invalide — ein Jüngling mit grauen Haaren? Verzeih mir, lieber Cäsar, das finde ich denn doch geradezu lächerlich. Vor fünfundzwanzig Jahren hätte ich nichts gesagt, aber jetzt — mit einem halben Jahrhundert auf den Schultern —! mit Lebensgewohnheiten, die ein Jahre langes Studium erfordern —! mit Deiner Launenhaftigkeit, die zu ertragen eine Engelsgeduld kaum ausreicht —! Was für ein weibliches Wesen, meinst

Du denn, würde sich bereit finden, Dir die Hand zu reichen? Die müßte auch schon jede andere Hoffnung aufgegeben oder ganz eigene Erfahrungen hinter sich haben, die Deine Frau werden wollte — und dann gratulire ich. Aber freilich, es giebt ja auch Dämchen, die unter allen Umständen gut versorgt zu sein wünschen; gelingt es ihnen dann, den alten Thoren, der sich fangen ließ, schnell genug in die Grube zu ärgern, so sind sie obenauf. Aber versuch's doch — versuch's doch! Sieh doch zu, wie es Dir bekommt, wenn Du im Hause allenfalls gelitten bist, während man jetzt Deine Wünsche zu errathen und zu erfüllen bemüht ist, bevor Du sie selbst noch kennst! Ich bleibe natürlich keinen Tag länger — keine Stunde. Das ist ja aber sehr gleichgiltig. Ich bin ja nur die Schwester, die Gott danken muß, daß sie so lange gelitten ist. Ich habe ja nur meine Pflicht und Schuldigkeit gethan, daß ich selbst nicht heirathete, um Dich nicht einsam zu lassen und Deine Wirthschaft zu führen, und daß ich treulich dafür gesorgt habe, Dir das Leben angenehm zu machen, und daß ich darüber alt und stumpf geworden bin. Für mich findet sich allemal eine Stiftstelle, und ich werde Deiner jungen Frau nicht in den Weg kommen. Wenn es Dir aber

schlecht geht, werde ich mich im Stillen grämen, und dann wird's nicht lange mit mir dauern. Ach, du mein Gott! Habe ich das verdient? Und Alexandrine — was wird die sagen, wenn sie erfährt, daß der alte Onkel heirathen will? So gegen Dein Pflegekind zu verfahren! Wenn Du das verantworten kannst, Cäsar —!"

Sie schluchzte in ihr Tuch, so daß ihre Worte unverständlich wurden und fiel zuletzt in einen Krampfhusten, der jede Fortsetzung des Gesprächs unmöglich machte. Cäsar wußte aber auch schon genug. Nach dem, was er gehört hatte, verging ihm gänzlich der Muth, weitere Geständnisse zu wagen und namentlich den Gegenstand seiner zärtlichen Hoffnungen näher zu bezeichnen. Die ganze Angelegenheit war in ein Stadium getreten, das völlig außerhalb seiner Combination gelegen hatte und das nun doch schon ernstlich berücksichtigt werden mußte. Ehe er einen Schritt weiter that, hatte er sich mit seinem Gewissen abzufinden, ob Schwester Elvira, die treue Seele, die erprobte Haushälterin, die nächste Verwandte zu opfern sei. Denn daß sie auch mit Alexandrine das Regiment nicht theilen würde, war jetzt schon klar, wenn ihr eine solche Verbindung überhaupt faßlich

erscheinen konnte. Die schönen Zukunftspläne nahmen plötzlich eine sehr veränderte Gestalt an, nun der Nebelschleier heruntergerissen war, der ihre Blößen deckte. Er konnte nicht einmal ärgerlich werden; aber traurig wurde er, sehr traurig. —

Alexandrine fand Tante Elvira ganz aufgelöst in Schmerz, als sie zurückkehrte. „Was ist geschehen?“ fragte sie besorgt, sich neben ihr auf's Sopha niederlassend. Die Dame erzählte mit einer Leidenschaftlichkeit, die sonst ihrem Wesen gänzlich fremd war, welchen Auftritt sie so eben mit Cäsar gehabt hatte. Es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, daß sie dem Bruder so ernstlich Opposition machte, und die innere Erregung darüber zitterte noch in jedem Worte nach. „Er wird nicht auf mich hören,“ schloß sie unter Schluchzen, „er wird sich in's Verderben stürzen, er wird das schöne geschwisterliche Verhältniß zerstören, das bis zum Tode hätte dauern sollen! Ach, ich bin sehr unglücklich, Kind, und mein einziger Trost ist, daß ich diesen Kummer nicht lange überleben werde.“

„Tantchen — Tantchen!“ rief Alexandrine. „Du brennst ja vor Eifersucht!“

Elvira zuckte sichtlich zusammen. „Was ist das für ein Wort, Kind —!“

„Tantchen, ich kann Dir nicht helfen, Du bist eifersüchtig.“

„Nun — nun —! nenn's, wie Du willst, Kind — nenn' es meinetwegen auch — — Ja! Du kannst Recht haben, ich leugne es nicht. Cäsar ist ja meine einzige Liebe!“

Sie ließ sich's gefallen, daß Alexandrine sie umarmte, und an ihre Brust drückte. „Weine Dich aus, Tantchen,“ sagte der Schalk mit einem rechten Schalksgesicht, das zum Glück die Schmerzversunkene nicht sah. „Liebe und Leid —! sie gehören schon einmal von Alters zusammen. Uebrigens mußt Du's dem Onkel nicht so übel nehmen. Das Herz ist ein wunderliches Ding, und mit Gewalt ist ihm gar nichts abzudisputiren. Wer kann auch noch wissen, ob Du mit seiner Wahl nicht sehr zufrieden sein wirst —“

„Sprich mir gar nicht davon, ich bitte Dich.“

Die Augen des hübschen Mädchens blitzten recht spitzbübisch, während ihre Hand sanft streichelte. „Wenn er sich nun zum Beispiel in mich sterblich verliebt hätte, Tantchen —?“

Elvira schnellte auf. „In Dich? Höre einmal —!“ Ein herausfordernder Blick schien zu fragen, ob das wahr gemeint sei.

Alexandrine rückte sich in Positur und sah zugleich verschämt lächelnd zur Erde. „Nun, den schlechtesten Geschmack würde er doch nicht gerade beweisen,“ sagte sie schmollend.

„Ach! es ist ja nicht möglich!“ rief Elvira, und dabei war es ihr doch, als ob Jemand ihr einflüsterte: es ist nicht nur möglich, sondern gewiß. Sie machte sich ganz frei und schob sich ängstlich in die äußerste Sophaecke.

„Also auch mir würdest Du Deinen Cäsar nicht gönnen?“ fragte die lose Nichte mit rechtem Behagen über die Verlegenheit der lieben Alten.

„Kind — Kind!“ drohte dieselbe sehr ernst, „spiele nicht mit so gefährlichen Vorstellungen. Mir wird ganz bange zu Muthe, wenn ich denke, was für Unheil Du schon angerichtet haben kannst. Es wäre ja das größte Unglück für ihn —“

„Ah—h! Tantchen —!“

„Ja, ja: für ihn, den alten Knaben, aber ebenso auch für Dich, und ich habe Dich viel zu lieb, Kind, als daß ich Dir so etwas wünschen könnte.“

„Du bist parteiisch, Tantchen.“

„Nein, ich schwöre Dir —! Herr Gott! solltest Du wirklich —“

Sie ließ matt die Arme sinken und saß wie erstarrt da. Alexandrine hielt sich nicht länger; mit hellem Lachen sprang sie auf und warf sich gegenüber in einen Stuhl. „Sei unbesorgt,“ rief sie, „wir können Freunde bleiben, aber ob wir's nicht Beide mit dem Onkel verderben, steht dahin; denn in allem Ernst, ich glaube, daß er ein wenig in mich verliebt ist, was ich ihm gar nicht verdenken kann. Er wäre auch gar keine üble Partie für ein armes Mädchen, das furchtbar verwöhnt ist und nicht geringe Ansprüche an's Leben stellt. Aber was thue ich nicht für Dich, Tantchen! Laß mich machen; ich habe vielleicht das Mittel, ihn gründlich zu kuriren, so daß Du vor jeder ferneren Untreue sicher bist. Aber ich bedinge mir aus, daß Du mich nicht aus Liebe zu ihm im Stich läßt, wenn ich mich ihm unausstehlich gemacht habe.“

Das waren für Elvira Räthsel; aber Alexandine fand nicht für gut, ihr die Lösung zu erleichtern. Sie vertröstete auf den nächsten Tag, der alles an's Licht bringen werde.

Sie mochte guten Grund haben, etwas zaghaft anzuklopfen, als sie sich beim Onkel meldete und das Ohr dicht an die Thür hielt, ob er ärgerlich oder freundlich Herein rufen würde. „Einmal muß es doch geschehen," murmelte sie leise, um sich selbst Muth zu machen, „und es scheint schon die höchste Zeit zu sein."

Cäsar saß an seinem Arbeitstisch und schrieb. Mit der Feder gab er, ohne umzusehen, über die Schulter weg ein Zeichen, daß der Eintretende noch warten solle. Nach einigen Minuten schob er den Stuhl herum und sah nach der Thüre, wer ihn störe. „Du bist's," sagte er etwas beklommen, aber doch freundlich nickend. „Verzeih! ich war eben bei einer schwierigen Rechnung und wollte die Formel erst glatt auf dem Papier haben."

„Ich komme später, wenn ich jetzt störe," äußerte das Mädchen.

„Nein, nein! Du störst nicht, versicherte er. „Ich rechne eigentlich nur, um meinen Kopf zu beschäftigen. Man entwickelt eine Formel aus der andern und sieht, wie weit man kommt. Inzwischen denkt man an nichts Anderes — das ist der Gewinn."

Es klang recht melancholisch, und auch ein Seufzer fehlte nicht, auf den ein kurzes Räuspern folgte, das ihn wahrscheinlich unterdrücken sollte. „Ach, Onkelchen," antwortete Alexandrine rasch, „wenn sich doch auch das Herz seine Rechenexempel aufschreiben und mit klugen Formeln abfinden könnte! Es ist aber ganz dumm und aller Logik unzugänglich, außer der der Thatsachen."

„Wie verstehst Du das?" fragte er zögernd und die Augen senkend. Ihm selbst schlug das Herz bis zum Halse hinauf, so daß er rascher athmen mußte.

Alexandrine trat dicht an seinen Stuhl, halb hinter ihn, und legte den Arm um seinen Nacken. „Ich habe Dir etwas zu beichten," sagte sie ihm in's Ohr, „und es wird mir recht sehr schwer."

Er fühlte den warmen Hauch ihres Mundes auf seinem Gesicht, und die fahlen Wangen rötheten sich. „Nun — nun?" stotterte er verwirrt.

„Wirst Du mir aber auch nicht böse sein?"

„Ich? Weshalb, Kind?"

„Weshalb —? ja das ist nicht so leicht zu sagen. Weil ich so lange geschwiegen habe, weil ich nicht erst

bei meinem alten Onkel angefragt habe, der mir ja ein zweiter Vater ist —“

„Hm — hm!“

„Ist's nicht so? Hänge ich nicht von Deiner Güte ab? Sorgst Du nicht für mich, wie für eine Tochter? Wenn Du Deine Hand von mir abziehst, bin ich ja ganz verlassen.“

„Wie kannst Du denken, Kind —“

„Wirst Du mir wirklich nicht böse sein? Ich will Dich auch immer so lieb haben —!“ Sie drückte einen schnellen Kuß auf seine Stirn.

„Aber was ist's denn, Du Schmeichelkatze?“

„Ach, Onkelchen —! Ich habe mich ganz heimlich verlobt.“

„Verlobt!“ Die Pfeife, die allerdings längst ausgegangen war, stieß auf den Boden. „Du — hast Dich — verlobt —?“

„Ja, denke Dir, Onkelchen; und ich bin eigentlich nur hierher zum Besuch gekommen, um Dir's auf gute Manier beizubringen, da ich gar nicht die Courage hatte zu schreiben, und weil ich von der Tante erfuhr, daß Du so übler Laune seist —“

„So — so!“

„Und weil ich Dich erst wieder gut machen wollte. Bist Du wieder gut Onkelchen?"

„So — so!" wiederholte er. Er hörte kaum auf das, was Alexandrine sagte; er hatte mit seinen eigenen Gedanken genug zu thun. Daß nun alle seine Hoffnungen ausgelöscht seien, durchrieselte ihn kalt. Wie hast du dich so betrügen können, altes Kind! schalt er sich selbst; das war nichts für dich. Gott sei Dank, daß noch Niemand davon weiß, selbst Elvira nicht — und wie bald wäre — —? Es war ihm eine schreckhafte Vorstellung, daß so wenig daran gefehlt hatte, sich für alle Zeit in Elvira's Augen lächerlich zu machen, und zugleich doch wieder eine Erleichterung, daß sie selbst ihn gehindert, sich ihr ganz zu entdecken, und daß nun das geschwisterliche Verhältniß von selbst wieder auf den vorigen Stand komme. Es leuchtete ihm ein, daß er sich keinen größeren Dienst erweisen könne, als wenn er sich's gar nicht abmerken lasse, was er in sich durchzukämpfen habe. Sei ein Mann! rief er sich zu, fasse dich, füge dich in's Unvermeidliche. Das half. „Du überhebst mich der Mühe, einen Mann für Dich zu suchen," sagte er mit einem leisen Anflug von Humor; mag Deine Wahl glücklich sein."

„Ach, Du guter Onkel!“ rief Alexandrine froh. „Ich wußte ja, daß Du nicht zürnen konntest. Dafür sollst Du auch immer der zweiten Platz in meinem Herzen haben.“

„Hm — hm! Den zweiten —!“

„Ja, der erste ist leider schon besetzt. Wenn das nicht wäre, wer weiß —?“ Sie zog sein Kinn herum und sah ihn mit einem so komisch-verliebten Blicke an, daß er lachen mußte, so weinerlich ihm auch zu Muth war. „Ich glaube gar, Du hättest Dein Netz nach mir altem Krümper ausgeworfen, um doch nur schnell unter die Haube zu kommen,“ spottete er sein eigenes Herzeleid weg; „da wärst Du mit Elvira hübsch zusammengerathen.“

„Ist's denn wahr, Onkelchen, daß Du auch an's Heirathen denkst?“ fragte sie ganz ernst.

„Ach, Thorheit!“ rief er indignirt. „Elvira versteht keinen Spaß, das ist ihre schwächste Seite von je her. Hat sie geplaudert?“

„Sei unbesorgt, ich habe sie schon beruhigt. Du weißt, Onkelchen, daß ich Spaß verstehe.“

Er drückte eifrig die Tabacksasche in den Pfeifenkopf nieder und faltete einen Fidibus, indem er das Blatt zerriß, auf dem er gerechnet hatte. „Wer ist

denn aber der — der — der Bräutigam —?" fragte er mit erkünstelter Gelassenheit, inzwischen immer den Rauch aufziehend. Er biß dabei so herzhaft in die Hornspitze, daß sie zwischen den Zähnen knisterte.

„Ach, Onkelchen, der liebenswürdigste, gescheiteste, tüchtigste, zuverlässigste Mann," versicherte sie eifrig, „ein Mann aus angesehener Familie, in guter Lebensstellung, mit besten Aussichten — er hat nur einen einzigen Fehler."

„Doch einen Fehler?"

„Und einen großen."

„Ei — ei! welchen Fehler, Kind?"

„Daß Du ihn nicht leiden kannst, Onkelchen."

„Was — was? Ich kenne ihn ja noch gar nicht."

„Freilich kennst Du ihn. Und ich dachte Dir gerade einen rechten Gefallen zu thun, wenn ich ihm erlaubte, sich in mich zu verlieben; und hinterher muß ich zu meinem Schreck erfahren, daß ich völlig auf dem Irrwege gewesen bin. Es war leider schon zu spät umzukehren, das kann ich hoch und heilig versichern, sonst —"

„Aber von wem sprichst Du denn Kind? Ich

kenne doch keinen Menschen, mit dem ich —" Er stockte.

Alexandrine ließ ihm nicht Zeit, sich zu besinnen. „Hauptmann von Wachlitz," flüsterte sie ihm in's Ohr und hielt ihm gleich darauf mit beiden Händen den Mund zu.

„Wach—litz—!" stöhnte er zwischen ihren Fingern durch, halb erstickt, freilich mehr von innerer Beklemmung, als von diesem Verschluß. „Wach—litz —?"

„Du sollst gar nichts gegen ihn sagen, Onkelchen; vergiß nicht, daß er mein Bräutigam ist."

„Aber so lass' mir doch den Mund frei. Dein Bräutigam — so, so? Und er hat's wohl auch schon ganz sicher, daß er — Major werden wird? Wie?"

„Nein Onkelchen, sicher hat er das noch nicht. Aber wenn ich die Wahl hätte, ob ich lieber Frau Major, oder Frau Hauptmann heißen wollte —" Sie wurde zweifelhaft, ob sie in diesem scherzhaften Ton fortfahren dürfe. Cäsar war in den Stuhl zurückgesunken und hatte sich entfärbt. Er stützte mit der linken Hand die schwere Stirn und trommelte mit den Fingern der Rechten mechanisch auf seinem Knie.

„Laß' mich — allein —" bat er matt, und dann dringlicher: „Laß' mich allein!"

Alexandrine drückte einen heißen Kuß auf seine Hand und ging. Sie setzte sich Tante Elvira gegenüber an's Fenster und nahm eine Arbeit vor. Gegen sonstige Gewohnheit sprach Keine ein Wort; man hörte die kleinen goldenen Uhren um die Wette ticken, die sie am Gürtel hängen hatten.

Nach einer Stunde trat Cäsar aus seinem Zimmer. Er hatte einen großen Brief in der Hand, ging mit feierlichen Schritten auf die Damen zu, legte ihn Alexandrinen in den Schoß, faßte Elvira unter das Kinn und küßte sie, daß es durch das stille Zimmer schallte. Sie wußte nicht, wie ihr geschah.

Alexandrine entfaltete den Brief: er enthielt sein Abschiedsgesuch.

„Bist Du zufrieden," sagte er, „wenn ich als ältester Hauptmann abgehe? Ich stehe Deinem Wachlitz nicht mehr im Wege. Es ist nur gut, daß das Majorspatent in der Familie bleibt."

Auf seinem vergilbten runzeligen Gesicht leuchtete es freundlich wie Sonnenschein auf einer Herbstlandschaft. „Was in aller Welt gibt's denn?" fragte Elvira neugierig.

„Hochzeit!“ sagte er derb; „bestelle bei Zeiten Deine Tanzschuhe.“

Alexandrine umfaßte die beiden Alten und raunte der schmollenden Tante zu: „meine Hochzeit, Tantchen —!“ dem Onkel aber: „einen solchen Sieg hat Dein großer Namensvetter nicht erfochten!“

„Schalk!“ riefen sie Beide wie aus einem Munde.

Sie verlangt ihre Strafe.

Obgleich überall den Schwurgerichten die schwereren und schwersten Verbrechen zur Aburtheilung zugewiesen sind, so kommen wirklich interessante Criminalfälle in der Praxis dieser Gerichtshöfe doch selten vor. Es ist nicht das Interesse gemeint, das dem Juristen etwa aus dem Zweifel erwächst, ob eine verbrecherische Handlung alle Thatumstände enthalte, welche sie nach dem einen oder anderen Gesetzesparagraphen strafbar mache, sondern jene in vieler Hinsicht sehr merkwürdige Theilnahme, welche allezeit das große Publikum der Criminalistik zugewandt hat und noch zuwendet, und welche denn auch der Verwerthung derselben für das Drama und für die Novelle die Berechtigung giebt. Man würde sich täuschen, wenn man annehmen wollte, daß diese Theilnahme durch die Höhe des Strafmaßes und die danach bemessene Schwere des Verbrechens, durch die besondere Verruchtheit des

Verbrechers, oder durch die Gefahr bestimmt werde, die der Gesellschaft von einem Menschen dieser Art droht, sondern es sind im Wesentlichen nur zwei Momente, die jederzeit eine Gerichtsverhandlung zu einem interessanten Schauspiel machen: die durch unerwartete Wendungen herbeigeführte Aufklärung einer dunkeln That mit dem Erfolge, daß entweder der sich gesichert wähnende Schuldige entlarvt und seiner gerechten Strafe zugeführt, oder die Unschuld des anscheinend schwer belasteten Angeklagten klar dargethan wird, und andererseits — wenn der Thatbestand selbst nicht Schwierigkeiten bereitet — die Ermittelung des Seelenzustandes eines Menschen, der zu dieser That abirren konnte. Schonung und Mitleid sind die bewegenden Kräfte, mit denen man im Zuhörerraum rechnet.

Es war ein Fall solcher Art, der im Sommer dieses Jahres vor den Assisen zu K. verhandelt wurde und dessen Aburtheilung ich selbst beiwohnte. Nach der Ankündigung der Sache war freilich nicht viel von derselben zu erwarten: Marie Zwinger war wegen einer einfachen Brandstiftung angeklagt, und der Umstand, daß für denselben Tag noch mehrere andere Sachen auf der Liste standen, ließ vermuthen, daß man mit dieser schnell fertig zu werden hoffen

durfte. Aber schon das erste Auftreten der Angeklagten schien bemerkenswerth, und die Räthsel, die sie dann zu lösen aufgab, gehörten zu den schwierigsten.

Ich habe viele Verbrecher auf der Anklagebank gesehen und nie unterlassen, ihr Benehmen auf derselben zu beobachten, aber ein Auftreten dieser eigenthümlichen Art war mir noch nicht vorgekommen. Marie Zwinger schien nicht erwarten zu können, daß der Gerichtsbote den abgesperrten Raum gegenüber den Geschworenen und dem Staatsanwalt öffnete, sondern sie ging ihm voraus, machte selbst die Thür auf und trat mit einer selbstbewußten Sicherheit ein, die sagen konnte: Hier bin ich —! was wollt ihr von mir? So sah sie sich denn auch, hoch aufgerichtet, nicht mit jenem scheuen und prüfenden Blick, der sonst den Angeklagten in diesem Moment eigen ist, sondern mit einer gewissen Ueberlegenheit im weiten Saale um, als ob sie eine Art Genugthuung empfinde, sich auf diesem Platz zeigen zu können. Und doch lag in diesem Benehmen nichts Freches oder Herausforderndes; ebenso das Bewußtsein der Schuld als der Unschuld konnte dasselbe veranlaßt haben.

Sie mochte dreißig Jahre zählen, vielleicht auch noch jünger sein. Dem Gesicht schien jede Farbe zu

fehlen, und die Magerkeit desselben erschwerte noch mehr die Schätzung. Schwarzes, dünnes Haar lag glatt zu beiden Seiten der hohen und nach den Schläfen hin kantig zurückfallenden Stirn an; die schmalen Brauen über den starken Augenknochen, die lange und spitze, ein wenig gebogene Nase, die dünnen, fast farblosen Lippen, das eckige Kinn gaben dem Gesicht etwas Scharfes, Schneidiges; die schwarzen tiefliegenden Augen richteten sich ohne Verlegenheit geradeaus und blitzten mitunter auf — wie von freudiger Bewegung. Das machte sie unheimlich, und dieser Charakter theilte sich dann der ganzen hageren Gestalt mit. Man hatte ganz entschieden den Eindruck einer auffallenden Erscheinung.

Die üblichen Fragen des Präsidenten zur Feststellung ihrer persönlichen Verhältnisse beantwortete sie ruhig und deutlich; als derselbe nun aber zur Bildung des Schwurgerichts vorging und die Geschworenen vereidigen wollte, fiel sie ihm in die Rede und sagte mit einiger Hast und Erregung: „Bemühen Sie die Herren nicht, Herr Präsident, es wird meinetwegen durchaus nicht nöthig sein.“ Der Vorsitzende bedeutete sie, daß die Mitwirkung der Geschworenen unter Umständen auch dann nicht entbehrt

werden könne, wenn sie, wie er voraussetze, ein Geständniß ablegen wolle. Das schien sie zu ängstigen.

Die Anklage wurde durch den Gerichtschreiber verlesen und bot sehr wenig Interessantes. Marie Zwinger hatte als Magd bei einem Besitzer auf dem Lande gedient und sollte in der Nacht dessen Haus in Brand gesteckt haben. Zeugen für die That selbst waren nicht vorhanden; man hatte sie Anfangs derselben nicht einmal verdächtig erachtet. Erst als sie sich selbst beschuldigte, waren weitere Ermittelungen in dieser Richtung angestellt und wenigstens in soweit von Erfolg gewesen, als sich ihre Angaben in mehreren Punkten bewahrheiteten und einen wenigstens schwachen Indicienbeweis gestatteten, welcher die Richtigkeit ihres Geständnisses darthun konnte. Ohne dieses Geständniß selbst hätte aber schwerlich eine Anklage überhaupt erhoben werden können, und die ermittelten Motive der That mußten auffallend schwach erscheinen, da dieselbe durch eine kränkende Aeußerung des Brodherrn, über den Marie sich sonst durchaus nicht zu beklagen gehabt hatte, veranlaßt sein sollte. Man konnte glauben, daß einer jener nicht seltenen Fälle vorliege, in denen ein mit unerklärlicher Heftigkeit erweckter

verbrecherischer Trieb zu einer That stachelt, die hinterher bereut und freiwillig eingestanden wird.

Auf die Frage des Präsidenten, ob sie sich für schuldig bekenne, antwortete Marie Zwinger mit einem lauten „Ja“. Der Aufforderung desselben, die näheren Umstande der Brandstiftung anzuzeigen, entsprach sie ohne Bedenken und mit größter Vollständigkeit. Es war, als ob sie eine Geschichte durch vielfaches Wiederholen auswendig gelernt hätte und jetzt hersagte, so wohlgesetzt waren die Worte, so klar und übersichtlich entwickelten sich alle die kleinen Begebenheiten, aus denen sich die That zusammensetzte, so glatt und fließend war die Rede. Sie klang nicht wie das Schuldbekenntniß eines reuigen Sünders, sondern wie eine Mittheilung, die zur Person selbst nur in sehr geringer Beziehung stand, sich gewissermaßen von derselben längst losgelöst hatte und so eingerichtet war, daß sie weitere Nachfragen nicht mehr erforderlich machen sollte. — Ich habe das gethan und will's verantworten!

Das Geständniß war in jeder Hinsicht, was der Richter „ausreichend“ nennt, das heißt, es enthielt in seiner Zusammenstellung alle diejenigen Umstände, welche die begangene That zu der verbrecherischen

Handlung stempelten, wegen deren die Anklage erhoben war. Es schien deshalb keines weiteren Beweises der Schuld zu bedürfen, und der Staatsanwalt verzichtete denn auch sofort auf die Verhandlung vor den Geschworenen, dem Gerichtshof das unzweifelhafte Urtheil überlassend. Zur allgemeinen Verwunderung opponirte jedoch der Vertheidiger der Angeklagten dagegen. „Ich bin zwar nur von Amtswegen der Angeklagten zum Vertreter bestellt," sagte er, „und habe von ihr keinerlei Auftrag, irgend einen Einwand zu erheben, halte mich aber doch für verpflichtet, als ehrlicher Mann mein Bedenken gegen die Richtigkeit eines Geständnisses geltend zu machen, das vielleicht schon durch sich selbst Zweifel rege machen kann, da ja doch Niemand sich ohne Nöthigung der Strafe zu bieten pflegt und auch ein beschränkter Mensch sich in diesem Falle außer Gefahr der Entdeckung wissen müßte, das aber noch mißlicher erscheinen wird, wenn man gewisse frühere Vorgänge in Rechnung zieht, die aktenmäßig sind und ein eigenthümliches Licht auf die Angeklagte werfen. Ich kann das Geständniß danach nicht für ausreichend halten und verlange die Erörterung jener Vorgänge und die Beweisaufnahme vor

den Herren Geschworenen, die dann entscheiden mögen."

„Sie halten die Selbstbeschuldigung der Angeklagten danach für unwahr?" fragte der Präsident.

„Ich bin davon überzeugt, daß sie unwahr ist," bestätigte der Vertheidiger.

Marie Zwinger wandte sich mit einer heftigen Bewegung zur Seite und maß den Rechtsanwalt mit einem feindlichen Blick. „Ich lüge nicht, meine Herren," rief sie, jetzt fast fieberhaft erregt, „ich lüge nicht. So wahr Gott im Himmel lebt, ich habe das Haus angesteckt und will meine Strafe haben!"

„Sie bemerken," äußerte der Vertheidiger ruhig, „daß die Angeklagte von ihrem Geständniß mit Vehemenz Erfolg erwartet, daß sie sich gleichsam zur Strafe drängt. Welchen Grund kann sie dazu haben?"

„Welchen Grund aber kann sie zu einer Lüge haben, die sie zuversichtlich in's Zuchthaus bringt?"

„Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich weiß sie es selbst nicht."

„Sie ist also nach Ihrer Meinung unzurechnungsfähig trotz der Klarheit ihrer Auslassung, trotz ihres anscheinend ganz vernünftigen Betragens?"

„Darüber mögen die Herren Geschworenen entscheiden. Ich bitte die Angeklagte zu befragen, ob sie schon früher in Untersuchung gewesen ist? Daß sie bisher nicht bestraft sei, hat sie vorhin bereits versichert."

Der Präsident zog mehrere Aktenstücke vor und legte dieselben vor sich hin. „Sie sind bisher nicht bestraft?" fragte er nochmals.

„Nein!" antwortete Marie Zwinger, „aber — ich habe Strafe verdient."

„Und weshalb?"

„Weil ich schuldig war."

„Sie sind schon in Untersuchung gewesen?"

„Ja — zwei Mal."

„Und beide Male freigesprochen?"

„Nein! das erste Mal ist es gar nicht zur Anklage gekommen."

„Weshalb nicht?"

„Die Herren bei Gericht sagten, daß sie's besser wüßten. Aber ich hab's dennoch gethan."

„Was haben Sie gethan?"

„Ich habe mein neugeborenes Kind ermordet."

Sie beugte sich plötzlich mit dem Kopf bis auf die

Barriere hinab, drückte das Gesicht in die Hände und schluchzte laut.

„Sie bleiben auch jetzt noch dabei?“ nahm der Präsident das Verhör nach einer Pause auf, welche durch die erregte Stimmung der im Zuschauerraum Versammelten wie der Geschworenen nöthig geworden war.

„Ja, ja!“ rief sie leidenschaftlich. „So wahr ein Gott im Himmel lebt: ich habe mein Kind ermordet!“

„Rufen Sie nicht Gott zur Bekräftigung einer so traurigen Behauptung an, als ob Ihnen die That Ehre machte. So versichert man sonst seine Unschuld. Wann wollen Sie dieses Verbrechen verübt haben?“

„Vor acht Jahren,“ schluchzte sie, „und gewiß, ich hab's gethan.“

„Hat Jemand Sie denuncirt, daß Sie dieserhalb in Untersuchung kamen?“

„Nein: ich habe mich selbst dem Gerichte angezeigt.“

„Wann geschah das?“

„Vor zwei Jahren.“

„Sie standen aber doch schon vor vier Jahren einmal in Untersuchung. Also war dies nicht das erste Mal.“

„Ich hatte es doch schon vorher gethan, Herr Präsident.“

„Nun, und vor vier Jahren? Weshalb waren Sie damals angeklagt?“

„Wegen Brandstiftung.“

„Es war bei jenem Brande ein Mensch um's Leben gekommen. Nicht wahr?“

„Ja.“

„Und Sie sind freigesprochen?“

„Ja, Herr Präsident.“

„Obgleich Sie schuldig waren?“

Die Angeklagte senkte den Kopf, blinzelte zum ersten Mal verlegen mit den Augen und verzog den Mund zu einem unheimlichen Lächeln.

„Sie hatten sich gleichfalls selbst angeklagt,“ fuhr der Vorsitzende fort.

„Ja,“ erwiderte sie kaum hörbar.

„Und Sie haben dann doch selbst einräumen müssen, daß Sie die Unwahrheit gesagt hätten, nachdem Ihnen bewiesen war, daß Sie sich zur Zeit der That an einem ganz anderen Orte befanden.“

„Ich habe damals die Unwahrheit gesagt," äußerte sie ebenso leise, „ich hatte das Feuer dort nicht angelegt."

„Und weßhalb sagten Sie die Unwahrheit?"

Sie schwieg längere Zeit; erst als der Präsident nochmals fragte, entgegnete sie: „Weil ich bestraft sein wollte."

Wieder allgemeine Bewegung. Die Sache schien größere Theilnahme rege machen, als erwartet war. Der Vertheidiger erhielt wieder das Wort.

„Es ergiebt sich aus diesen Erörterungen," sagte derselbe, „daß die Angeklagte sich nun bereits drei Mal wegen verschiedener Verbrechen selbst beschuldigt hat. Im ersten Falle ist erwiesen, daß sie sich fälschlich beschuldigte, und sie selbst hat dies zugestehen müssen, ohne einen genügenden Erklärungsgrund anzeigen zu können. Was läßt sich nun auf das heutige Geständniß der Brandstiftung geben, wenn man erfährt, daß auch in jenem zweiten Falle die Anklage auf Kindesmord nicht etwa nur deshalb unterblieben ist, weil sich nicht genügende Beweise für die That fanden, sondern weil über allen Zweifel hinaus festgestellt werden konnte, daß eine andere Person die Mörderin

des Kindes gewesen sein muß, das die Angeklagte für das ihrige ausgiebt?"

„Es ist mein Kind!" rief Marie Zwinger, „und es ist mein Unglück, daß mir Keiner glaubt."

Aller Augen richteten sich auf sie. Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn; ihre Hände zitterten, und sie zupfte mit denselben eifrig an einem Bande ihrer Schürze.

Der Gerichtshof zog sich zurück und entschloß sich nach längerer Berathung, das Geständniß nicht für ausreichend zu erachten, sondern in die Verhandlung vor den Geschworenen einzutreten.

Es ließ sich nun nicht vermeiden, zur Aufklärung der Sache aus den Vorakten Mittheilungen zu machen, auf die man schon allseitig mit großer Spannung gewartet hatte. Der berührte Vorgang war folgender gewesen: Vor zwei Jahren etwa stellte Marie Zwinger sich freiwillig dem Gericht mit der Anzeige, daß sie vor acht Jahren heimlich ein Kind geboren und dasselbe gleich nach der Geburt um's Leben gebracht habe. Sie habe damals ihren Dienst verlassen gehabt und sich im Lande umhergetrieben, sei in der Nacht nach dem Dorfe Alt-Kirchfeld gekommen und, da sie im Kruge nicht Einlaß erhielt, sich aber auch nicht weiter-

schleppen konnte, auf der Dorfstraße an einem nahen unscheinbaren Bauernhause liegen geblieben. Dort sei sie Mutter geworden, habe das Kind in ein roth- und blaugestreiftes Kopftuch eingeschlagen, ihm einen Bindfaden um den Hals gelegt, an demselben einen Stein befestigt und das kleine Geschöpf dann mit dieser Last in den Brunnen geworfen, der kaum fünf Schritte davon auf dem Bauerhofe zu bemerken gewesen, dann habe sie sich in derselben Nacht noch aufgemacht und das Dorf verlassen, einige Wochen lang ihren Unterhalt erbettelt und endlich in anderer Gegend wieder einen Dienst angenommen. Das Gewissen lasse ihr jedoch keine Ruhe, und sie biete sich deshalb der Strafe dar. Da dem Gericht bekannt war, daß Marie Zwinger zwei Jahre zuvor einer fälschlichen Beschuldigung wegen Brandstiftung überwiesen war, so wollte man Anfangs ihren Aussagen nicht den mindesten Glauben beimessen, weigerte sich auch, sie, wie sie verlangte, in das Gefängniß aufzunehmen. Da sie aber dringender wurde, und alle Specialitäten des Vorfalls so genau beschrieb, daß ein innerer Widerspruch nicht zu entdecken war, trat man doch in die Untersuchung des Falles ein und ersuchte das Gericht, in dessen Sprengel Alt-Kirchfeld lag, um Auskunft, ob vielleicht damals

eine Kindesleiche aufgefunden und wegen derselben verhandelt sei, anderenfalls aber um Durchsuchung des Brunnens, in dem sich vielleicht jetzt noch eine Spur des Verbrechens entdecken lasse, so unwahrscheinlich dies auch sei. Es kam ein dickes Aktenstück zurück, dessen Inhalt sehr merkwürdige Aufschlüsse gab. Man hatte wirklich vor etwa acht Jahren an dem Brunnen verdächtige Spuren gefunden, Nachsuchungen gehalten und bald auch in demselben die Leiche eines neugeborenen Kindes entdeckt, die in ein Tuch eingewickelt war; auch ein Stein zur Beschwerung des kleinen Körpers hatte nicht gefehlt. So schienen sich die Selbstbeschuldigungen des Mädchens dies Mal denn doch zu bestätigen.

Nun war aber damals eine andere Person in den Verdacht der Thäterschaft gekommen und auch zur Untersuchung gezogen, Constanze Vogelhuber, die mit schlesischer Leinewand hausirte und in demselben Dorfe auf einem Wagen übernächtigt hatte. Ihrer Begleiterin, einer älteren Frau aus der schlesischen Heimath, war deren Zustand vor und nach dieser Nacht in Alt-Kirchfeld auffällig gewesen; sie hatte dieselbe, als sie zufällig erwachte, vom Wagen steigen und sich in der Richtung entfernen sehen, in welcher der Brunnen

lag; Constanze war dann in der nächsten Stadt im Krankenhause geblieben, da sie die Fußreise nicht fortsetzen zu können erklärte. Auch andere Umstände verdächtigten diese, so daß man sie nach dem Funde im Brunnen verfolgte und festhielt. Auch die Alte, die mit ihr gesehen war, wurde ermittelt und machte nun eine Aussage, die ihre Begleiterin schwer belastete. Constanze leugnete zwar die That beharrlich, wurde derselben aber völlig überführt und büßte ihr Verbrechen mit einer mehrjährigen Zuchthausstrafe.

So konnte es nun scheinen, daß damals doch eine ungerechte Verurtheilung stattgefunden habe. Marie Zwinger nahm ja die Schuld auf sich, und alle näheren Angaben derselben, die sie speciell bezeichnete, waren auf den ersten Blick so sehr in Uebereinstimmung mit dem Sachbefunde, daß an eine Wiederholung desselben Vorfalls nicht zu denken war; nur eine von Beiden konnte die Thäterin gewesen sein. Der Brunnen war von dessen Besitzer nicht nur völlig ausgeschöpft, sondern auch ausgegraben; es hatte sich in demselben aber nur diese Kindesleiche, nur dieses Tuch und dieser Stein gefunden.

Gleichwohl konnte bei näherer Einsicht jener Akten kaum ein begründeter Zweifel darüber Bestand haben,

daß Constanze Vogelhuber die Kindesmörderin wirklich gewesen, Marie Zwinger aber jedenfalls die Mutter dieses nicht Kindes war. Das Tuch hatte nicht blaue und rothe Streifen, sondern es war weiß und mit den Buchstaben C. V. gezeichnet. Fünf andere Tücher genau von derselben Leinwand und mit denselben Zeichen fanden sich im Besitz der Schlesierin vor, und deren Begleiterin bestätigte eidlich, daß diese Tücher dem Mädchen gehörten und sich schon seit langer Zeit unter dessen Habseligkeiten befunden hatten. Der Kindesleiche war auch nicht ein Bindfaden um den Hals gelegt gewesen, ein solcher überhaupt nicht im Brunnen ermittelt, und der Stein lag nicht frei, sondern war in das Tuch mit eingewickelt worden. Endlich — und das mußte das letzte Bedenken heben — hatte Marie Zwinger stets von ihrem „Knaben" gesprochen; die aufgefundene Leiche war aber weiblichen Geschlechts gewesen. Da nun auch nicht der mindeste Beweis dafür zu beschaffen war, daß Marie jemals wirklich Mutterpflichten gehabt hatte, nach ihren sich immer gleich bleibenden Angaben auf einen anderen Ort der That aber nicht geschlossen werden konnte, und die falsche Beschuldigung der Brandstiftung nur um so mehr gegen sie sprach, so blieb nichts übrig,

als die Untersuchung einzustellen und sie der Haft zu entlassen. Sie hatte mit Gewalt durch den Gerichtsboten entfernt werden müssen.

Man kann sich vorstellen, wie sehr diese Thatsachen allen beim Schwurgericht Betheiligten geeignet schienen, die Meinung des Vertheidigers zu bestätigen, und was man davon hielt, wenn die Angeklagte auch jetzt mit leidenschaftlich erregten Worten ihre Schuld vor Gott und den Menschen betheuerte. Die Beweisaufnahme über die Brandstiftung ergab kein irgend zuverlässiges Resultat. Zwar bekundeten einige Zeugen verdächtige Redensarten, die darauf schließen ließen, daß Marie sich mit finsteren Gedanken trug: auch hatte man sie öfters an dem Orte, an dem später das Feuer auskam, wirthschaften gesehen, ohne daß dazu eine bestimmte Veranlassung war, und ein Knecht wußte, daß sie eine Büchse mit Zündhölzchen in ihrer Tasche getragen hatte. Würden diese Ermittelungen aber auch in jedem anderen Falle ausreichend erschienen sein, das Geständniß eines Selbstanklägers zu bestätigen, hier mußte nach jenen früheren Vorgängen ein ganz sicherer Beweis gefordert werden, und ein solcher fehlte. Dazu kam, daß die Aufschlüsse, welche die Hausgenossen über das persönliche Verhalten des

Mädchens gaben, das Bedenken verstärken mußten, ob es in dessen Kopf ganz richtig sei. Allen war sie sehr unheimlich vorgekommen. „Sie wollte des Abends nicht durch den Wald gehen," sagte die Wirthin, „und als sie doch einmal dazu gezwungen wurde, weil der Doctor aus der Stadt gerufen werden mußte und kein Anderer zum Schicken war, kam sie schweißtriefend nach Hause gelaufen und behauptete, daß sie Einer verfolgt hätte." Die zweite Magd versicherte, daß Marie nicht am Brunnen vorbeiginge, ohne zu weinen, und daß sie nicht zu vermögen gewesen sei, aus demselben Wasser zu schöpfen. Nachts habe sie viel gewacht und gestöhnt, oft auch das Bett verlassen und Stunden lang auf dem Stuhl gesessen. Auch eine andere Gefangene, die mit ihr dieselbe Zelle theilte, aber dringend verlangt hatte, von ihrer Gesellschaft befreit zu werden, wußte von diesem unheimlichen Treiben zu erzählen. Sie sei in der Nacht aufgesprungen, habe sie geweckt und ihr gesagt, daß ihre verstorbene Mutter bei ihr zu Besuch gewesen sei und ihr schwere Vorwürfe gemacht habe, daß sie immer eine Stimme höre und sich gar nicht zu retten wisse, und daß sie endlich ihre Strafe haben wolle. Allgemein wurde ihr übrigens das Zeugniß gegeben, daß

sie sonst eine gutmüthige und werkthätige Person sei, die keinen Bettler von der Thür habe gehen lassen können, ohne ihr Brod mit ihm zu theilen, und daß sie sich in allen Haushaltungsangelegenheiten stets verständig und umsichtig bewiesen habe, so daß man sie sonst bei ganz gesundem Verstande und nur für etwas „gruselig" gehalten.

Dem Vertheidiger wurde es nach alledem nicht schwer, die Geschworenen zu überzeugen, daß die Anklage, das Geständniß der Angeklagten abgerechnet, auf sehr schwachen Füßen stehe. „Ich kann nicht als erwiesen ansehen," sagte er, „daß Marie Zwinger die Wahrheit gesprochen hat. Wie sich dieser Hang, sich selbst schwerer Verbrechen zu beschuldigen, erklären läßt, bin ich zu beantworten außer Stande, wenn Sie die Angeklagte für völlig zurechnungsfähig erachten. Es giebt allerdings Menschen, die eine uns räthselhafte Befriedigung darin empfinden, sich selbst Schmerz zu bereiten und Leiden zu verursachen, — aber auch eine solche Richtung ist krankhaft. Hier will mir scheinen, daß noch eine zweite geistige Abirrung hinzutrete. Die Angeklagte glaubt offenbar selbst an die Richtigkeit ihrer Beschuldigungen. Ihre Phantasie ist krank und hat Vorstellungen ausgebildet, die ihr nun

wie etwas wirklich Erlebtes entgegentreten; sie kann nicht mehr sicher unterscheiden zwischen dem, was die Erinnerung vergangener Begebenheiten, und zwischen dem, was nur die Wiederholung jener Wahnvorstellungen ist. In so weit ist sie also allerdings nicht zurechnungsfähig, und ihre Aussagen, so klar sie in sich scheinen, können gerade auf dieser für uns ganz unsicheren Grundlage ihres Erkenntnißvermögens stehen. Sprechen sie deßhalb ein Nichtschuldig."

Der Obmann der Geschworenen verkündete nach kurzer Berathung derselben ein freisprechendes Urtheil. Als der Präsident dasselbe der Angeklagten publicirte, rief sie in höchster Aufregung: „Das mögen sie vor Gott verantworten, daß sie eine Schuldige freisprechen!" —

— — — — — — — — — — — — — —

Die übrigen Sachen dieses Tages waren mir gleichgiltig geworden; ich verließ den Schwurgerichtssaal gleich nach der Freigesprochenen und bemerkte dieselbe, als ich aus dem Hause trat, an der nächsten Straßenecke, offenbar unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte. Sie hatte nach einer stillen Gefängnißzelle verlangt und sah sich nun wieder hinausgestoßen in

die weite Welt, in der sie mit ihrer Freiheit so wenig zurechtkommen konnte.

Die Verhandlung hatte mich nicht befriedigt. Gerichtshof und Geschworene thaten freilich ihre Schuldigkeit und konnten sich nicht berufen fühlen, die Lösung von Räthseln zu versuchen, deren bloßes Vorhandensein ihnen schon genügte, lieber zu milde, als zu strenge zu urtheilen. Aber ihr „Nichtschuldig" hieß doch nur: „wir wagen kein Schuldig zu sprechen, obgleich es an sich gerechtfertigt wäre;" eine zwingende Ueberzeugung, daß die Angeklagte wirklich hier wie in den früheren Fällen nicht schuldig sei, konnte sich kaum gebildet haben und wenn man an die Wahrheit ihrer Angaben glaubte, blieb doch die peinigende Frage offen, warum diese Lügen oder woher diese sonderbare Geistesstörung.

Als Marie Zwinger sich von mir beobachtet sah, brach sie auf und eilte fort. Ich folgte ihr in einiger Entfernung — kaum in bestimmter Absicht; ich wollte wissen, was sie zunächst thun und wo sie bleiben würde. Sie ging einem der Stadtthore zu und durch dasselbe auf die Landstraße hinaus. Wo die Brücke über den kleinen Fluß führt, setzte sie sich auf einen

Stein; sie legte die Hände in den Schooß und starrte regungslos vor sich hin.

Ich trat an sie heran und grüßte. Sie merkte Anfangs nicht darauf; erst als ich sie mit ihrem Namen anredete, sah sie erschreckt auf und wollte sich erheben. Ich bat sie zu bleiben und setzte mich neben sie auf den nächsten Stein. „Ich komme vom Schwurgericht," sagte ich.

„Da wissen Sie, wie traurig es mir gegangen ist," antwortete sie, scheu zu mir aufblickend.

Ich wußte, wie diese Aeußerung gemeint war und ließ sie ohne einen Einwand; aber ich erkundigte mich, was sie nun zu thun gedenke.

„Das weiß ich nicht, Herr," entgegnete sie; „ich will wieder auf's Land und sehen, ob sich etwas für mich findet. Wo ich zuletzt gewesen bin, kann ich keinen Dienst suchen; sie haben Furcht vor mir, und das ist ihnen nicht zu verdenken."

Ich fragte sie, ob sie die Mittel habe, sich einige Zeit zu unterhalten, bis sich ein passender Dienst ermitteln lasse. Sie schüttelte den Kopf. „Alle meine Habe ist verbrannt," sagte sie, „ich hätte wohl das Meinige retten können, aber ich that's nicht. Warum sollten sie allein Schaden haben? Lieber hätt' ich des

Wirths Sachen gerettet und einen Theil der Betten hab' ich auch herausgebracht."

„Weßhalb steckten Sie denn aber das Haus an, wenn Sie den Wirth nicht beschädigen wollten?"

Sie antwortete nicht sogleich, sondern senkte den Kopf und stützte das Kinn in die Hand. „Es mußte sein," sagte sie nach einer Weile.

Ich gab ihr Geld, soviel ich bei mir hatte. Sie wollte es nicht nehmen, da sie nichts brauche, ließ sich's aber doch gefallen, als ich es ihr in den Schooß legte. Ich sprach ihr freundlich zu und forderte sie auf, in ihrem neuen Dienst recht thätig zu sein; so werde sie am Leichtesten die schlimmen Gedanken vergessen, die sie peinigten.

„Mir ist nicht zu helfen, Herr," entgegnete sie ohne Bedenken.

„Und warum nicht?" fragte ich theilnehmend.

„Weil ich meine Strafe nicht finden kann, wie ich's auch anstellen mag."

„Und weßhalb wollen Sie durchaus bestraft sein?"

„Weil ich etwas begangen habe, Herr, und weil es mir keine Ruhe läßt, bis ich dafür mein Theil

habe. Ich bin nicht so schlecht, daß ich's vergessen kann und frei ausgehen will."

„Und wenn Sie bestraft wären, dann, meinen Sie, würden Sie wieder Ruhe haben?"

„Es kann doch sein. Denn wozu wär' die Strafe sonst? Ich hab' auch Einen gekannt, der nicht schlafen konnte, bis er sich angezeigt hatte; und als er aus dem Zuchthause zurückkam, hat ihn Keiner mehr des Nachts aufgeweckt. Glauben Sie nur Herr, wer etwas begangen hat, kann nicht wieder seines Lebens froh werden, bis es gebüßt ist. Mancher hat wohl ein hartes Herz und behält's innerlich bis an sein Ende, aber um so schlimmer geht's ihm."

Hätte ich früher noch zweifeln können, so war ich nach diesen Worten überzeugt, daß Marie Zwinger die Wahrheit gesagt hatte. Es war genau die Ueberzeugung, der ich schon früher bei Leuten dieser Art begegnet war, daß der Strafe die reinigende und befreiende Kraft der Buße innewohne, daß man sich gleichsam freikaufen könne von der Schuld, wenn man auf sich nehme, was das Gesetz dafür verhänge.

Da ich ihren Gedankengang nicht störte, sondern mich demselben möglichst anbequemte, und bestätigte, daß ein unruhiges Gewissen die größte Qual sein

müsse, wurde sie in ihren Aeußerungen zutraulicher. Sie fragte, ob ich ein Geistlicher sei? Als ich dies verneinte, meinte sie, in der Kirche habe sie keinen Trost finden können; denn der Herr Pfarrer könne nicht vergeben, und vor Gott seien wir ja Alle große Sünder; wer aber unter den Menschen leben wolle, der müsse mit den Menschen Frieden haben, und den vermöge nur der Richter zu stiften.

Es schien ihr wohl zu thun, einmal einen Menschen zu finden, der sie ruhig gewähren ließ, nicht unterbrach und nicht nach vorgefaßter Meinung zu Erklärungen drängte. Hätte man sie bei Gericht ordentlich befragt, meinte sie, so wäre Alles besser gewesen. „Aber die Herren haben niemals Geduld," schloß sie, „und es warten immer schon Andere, die abgefertigt werden sollen, und da sagt man in der Hast nie, was man eigentlich sagen will. Die Herren meinen immer, daß man sie belügen wolle, und wenn dann einmal einer die Wahrheit sagt, ist er übel dran."

Ich bat sie, mir im Zusammenhange die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen, da ich ihr dann vielleicht einen Dienst leisten könnte. Das letztere bezweifelte

sie, zur Mittheilung ihrer Erlebnisse erklärte sie sich aber ohne Zögern bereit. Es sei darüber nicht viel zu sagen.

„Meine Mutter hat schweres Unglück gehabt," erzählte sie, nachdem sie einen tiefen Seufzer vorangeschickt hatte. „Ihr Mann war ein Matrose. Als er nach seiner Verheirathung von der ersten Seereise heim kam, erhob sich auf der Rhede ein furchtbarer Sturm, der das Schiff am Einlaufen hinderte und die Lootsen nicht hinausließ. Es wurde versucht mit Signalen vom Lande her zu helfen, aber das Schiff gehorchte dem Steuer nicht und trieb auf den Strand. Die Mannschaft glaubte sich retten zu können und sprang über Bord in die hohe Brandung hinein. Niemand außer dem Schiffsjungen erreichte das Ufer, auf welchem die Angehörigen, kaum hundert Schritte entfernt, händeringend standen. Auch mein Vater ertrank vor den Augen meiner Mutter. — Zwei Monate nach diesem Unglücksfall bin ich geboren.

Meine Mutter heirathete nicht wieder, sie war lange Zeit wie verstört, und ging dann zu den Frommen, die man auch Baptisten nennt. Sie arbeitete so viel, als wir nothdürftig zum Leben brauchten, und sie hat mich erzogen zur Arbeit und Gottesfurcht.

Sie betete viel und hatte manchmal auch Erweckungen, so daß sie in der Gemeinde sprechen konnte. Obgleich sie ihren Mann selbst hatte ertrinken sehen, wollte sie doch eigentlich nie glauben, daß er wirklich todt sei. Sie sprach oft ganz laut mit ihm und erzählte mir, was er geantwortet, denn ich hörte nichts davon. Es giebt so etwas, Herr! Ich weiß es von mir selbst; denn meine Mutter ist hinterher auch oft zu mir gekommen und hat mit mir gesprochen; es hat's aber kein Mensch hören können, als ich. —

Sobald ich erwachsen war, ging ich in den Dienst und meine Mutter gab mir viel gute Lehren mit, daß ich mich brav halten und von der Noth nicht zwingen lassen sollte, und sie gab mir auch zum Andenken an meinen Vater einen kleinen silbernen Anker, den er im Halstuch getragen hatte, als man ihn auffischte. Der hat mich lange gegen Versuchung geschützt, und ich wollte, daß ich ihn nie von mir gelassen hätte.

Als ich zwanzig Jahre alt war, nahm mich der Wassermüller als Magd an. Die Mühle lag an einem kleinen Fluß, der eine halbe Stunde weiter in die See auslief, und dicht bei dem Dorf, in dem auch meine Mutter wohnte. In der Mühle war ein

Müllerknecht, ordentlicher Leute Sohn; er hatte einmal ein hübsches Stück Geld zu erben und wollte dann selbst eine Mühle kaufen oder pachten. Wir aßen an demselben Tisch und verkehrten oft unter der Arbeit mit einander, wie das auf dem Lande so geschieht, und saßen auch oft des Abends zusammen auf der Bank unter den Linden nahe den Mühlrädern, plauderten und sangen Lieder — und einmal, als der Mond schien, und die Blätter ganz leise rauschten, und die Wassertropfen an der geschützten Schleuse langsam niederträufelten, hat er mir gesagt, daß er mir gut sei und daß ich seine Frau werden solle, so wahr der liebe Gott über uns wache. Er hat mir auch einen Ring geschenkt, und ich hab' ihm geglaubt und hab' ihm den silbernen Anker von meinem seligen Vater gegeben, das Liebste, was ich besaß — und wir haben uns zusammen geschworen in alle Ewigkeit. Seine Eltern sollten's nicht wissen, weil sie was Anderes mit ihm im Sinn hätten, und auch meiner Mutter mußt's still bleiben, damit sie's nicht in ihren unruhigen Zeiten ausplauderte. Sie hat freilich bald gemerkt, daß wir etwas heimlich mit einander hatten, und mir in's Gewissen geredet, daß ich immer Gott vor den Augen und im Herzen haben sollte; aber ich

hab' nicht sonderlich darauf geachtet, weil mir mein Glück doch gewiß war. Denn wenn man Einen lieb hat, dann kann die ganze Welt aufstehen gegen ihn, und man weiß es doch besser. Ich glaub' auch heute nicht, Herr, daß er mich hat betrügen wollen; sondern es ist nur so gekommen. Begehrt man etwas heiß, so meint man wohl, es erreichen zu können, ob auch Vieles dagegen wäre, und hat ganz ehrlich im Sinn, lieber das Schwerste zu leiden, als sich beirren zu lassen. Hinterher aber, wenn's wettert und stürmt, wird das Herz schwach und die Treue wankt. Ich will auch nichts Uebels von ihm sagen, da ich ihn sehr lieb gehabt habe und an meinem Unglücke schuld bin, gerade wie er. —"

Sie stützte das Gesicht in die Hände und bewegte nickend den Kopf. Vielleicht sprach sie innerlich für sich weiter, denn als sie nach einigen Minuten ihre Erzählung wieder aufnahm, war sie über jene Begebenheiten schon hinaus, die der Zuhörer erwarten mußte.

„Es war einmal gescheh'n, Herr," sagte sie ohne aufzusehen, aber die Hände wieder in den Schooß zusammenfaltend, „und alles Weinen und Klagen half nichts. Mir war's eine furchtbare Angst Tag und

Nacht, und ich verzehrte mich fast vor Gram. Aber auch ihm ging's scharf zu Herzen. Ich will mit meinen Eltern sprechen, Marie, sagte er mir zum Trost; — und Du mußt Deine Mutter wissen lassen, wie es mit Dir steht. — Eher wär' ich in's Wasser gegangen! Er richtete bei sich zu Hause nichts aus und kam sehr traurig zurück. Die alten Leute hatten ihn enterben wollen, wenn er eine so schlechte Person heirathe. Sie wußten's ja nicht anders. Als ich nun sah, daß er ganz rathlos war, und daß ich bei ihm keine Hülfe erwarten könnte, da hab' ich mich auf mich selbst gestellt und bei mir nachgedacht, wie ich der Schande entgehen möchte. Gieb mir den silbernen Anker von meinem Vater zurück, bat ich ihn, daß er Dich nicht mehr an mich erinnert, und daß ich ihn meiner Mutter zeigen kann, die schon danach gefragt hat. Aber davon wollte er nichts wissen. An dem Anker hängt meine Hofinung, rief er, daß noch einmal Alles gut wird; wenn Du mir den Anker nimmst, so treib' ich vor dem Sturm und komme elendiglich um, wie Dein Vater. Darauf hab' ich nichts geantwortet, weil er mir leid that, aber am nächsten Morgen früh war mein Bündel geschnürt und die Mühle verlassen ohne Abschied. Ich lief, wie vom bösen Geist besessen, soweit die Füße mich tragen

wollten und als ich nach einigen Tagen nicht weiter konnte, war ich unter fremden Menschen und Keinem bekannt. Ich gab mir einen andern Namen und wollt's nun gehen lassen, wie's nicht zu ändern war.

Aber wenn man noch nicht eigentlich schlecht ist, Herr, sondern nur auf unrechte Wege gekommen und recht unglücklich, wird's Einem doch bitter schwer, sich aus der Schande nichts zu machen, auch unter fremden Leuten. Und bleibt man eine Woche hier oder dort in Arbeit und verkehrt mit ihnen, so ist man schon nicht mehr fremd und — da kann's nicht gescheh'n, meint man. So geht's von Woche zu Woche weiter, und zuletzt hält man's nicht mehr eine ganze Woche lang an einer Stelle aus — und ganz zuletzt, da hat man nirgends mehr Ruhe, sondern treibt nun von Ort zu Ort, bettelt um ein Obdach bis zum Morgen, oder nächtet unter freiem Himmel."

Wieder machte sie eine Pause, als ob sie nachsinnen, oder ihre Erinnerungen ordnen wollte. Aber sie sah jetzt nicht zur Erde, sondern offen zu mir auf, und in ihren schwarzen Augen leuchtete etwas von jenem unheimlichen Nebelglanz, der mich von der Anklagebank her durchschauert hatte. Im Lachen eines Blödsinnigen liegt etwas Aehnliches.

„So geschah's auch einmal in einem Dorf,"

fuhr sie fort, „das Alt-Kirchfeld hieß. Ich weiß es ganz genau, Herr, denn ich kann lesen und hab's auf der Dorftafel am Eingange gelesen. Eins der ersten Häuser ist eine Mühle, und der Teich zieht sich lang um das Dorf herum, jenseits mit Strauch und Wald eingefaßt. Die Mühle machte mir Schrecken und ich beschloß schnell an den Häusern vorüber und auf der Landstraße weiter zu gehen, obgleich die Nacht bereits angebrochen war. Aber nach hundert Schritten schon warf mich der Schmerz nieder und ich konnte nicht wieder auf. Nur mühsam und mit großen Qualen schleppte ich mich bis zu einem Brunnen, kauerte hinter demselben an einem Haufen Steine zusammen und erwartete mein Ende. Was da ganz genau geschehen ist, Herr, das weiß ich nicht zu sagen — ich war wie von Sinnen.

Am Morgen war mir's, als ob ich einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte und ununterbrochen taumelte. Ich ging und stand, aß und sprach, aber es geschah alles wie im Traum. Ich wußte auch, was mir in der Nacht begegnet war und ungefähr, was ich gethan hatte; aber wenn ich mich fragte, wie's geschehen und geschehen konnte, so wußt' ich's doch wieder nicht. Einmal war wir ganz leicht um's Herz, daß nun doch kein Mensch wüßte, wie ich in

Unehre gekommen, und daß ich nun zu meiner Mutter zurückkehren könnte, wie früher; und dann wieder lag mir's auf der Brust, wie ein schwerer Leichenstein auf einem Grabe —: hineinsehen läßt er Niemand, aber darunter ist alles Moder und Verwesung. Ich hatte Grauen vor mir selbst, und ging des Nachts nicht mehr, und hörte immer Einen hinter mir, bald wie Fußtritte und bald wie eine Stimme.

Ich bin meines Lebens nicht wieder froh geworden, Herr, aber äußerlich sah's so aus. Ich hab' wohl oft gedacht: die Schande kann doch nicht so schwer zu tragen sein, als die Gewissensfurcht — aber das hätt' ich damals wissen müssen, als ich noch die Wahl hatte. Meiner Mutter Tod wär's gewesen, wenn ich's gestanden hätte.

Ich schwieg, so lange sie lebte, und ihr ganzer Kummer war, daß ich den silbernen Anker von meinem Vater verloren hatte. Einige Jahre später hätt' ich ihr sagen können, daß ich ihn wiedergefunden, aber da sah's Niemand mehr, auch sie nicht. Das geschah so: Der Müllerknecht war fort aus der Mühle, als ich in mein Heimathsdorf zurückkam, und Niemand wußte, wohin. Nach Jahr und Tag aber kam er wieder, mich zu suchen. Ich erschrak sehr, als er eines Abends auf mich zutrat und mir die Hand

reichte. Sein Vater sei gestorben, sagte er; er habe geerbt, werde mit seiner alten Mutter schon fertig und sei überhaupt jetzt sein freier Herr; deßhalb wollte er mir Wort halten. Wo ist das Kind? war eine seiner ersten Fragen. Da hat ihm mein Weinen und Händeringen verrathen, was geschehen, und er hat den silbernen Auker aus dem kleinen ledernen Beutelchen genommen, das er auf der bloßen Brust trug, und ihn in meine Hand zurückgelegt. Und dann hat er sich schweigend von mir abgewandt und ist gegangen. Wir haben uns nicht wieder=gesehen.

Als meine Mutter gestorben war, trat mir's immer näher, daß ich keinen Frieden in mir hätte. Ich meinte, daß ich eine schwere Strafe haben müßte, dann würde mir besser werden. Aber mich wegen des Kindesmordes anzuzeigen, dazu hatt' ich noch immer nicht den Muth, weil ich zugleich meine Schande gestehen mußte. Es ist ja auch gleich, dacht ich, wofür man dich bestraft, wenn du nur weißt, wofür du Strafe leidest. In dem Hause, in dem ich diente, kam Feuer aus. Ich war über Feld gegangen und kam erst nach Hause, als es schon zum Dach hinaus=schlug. Aber als ich's von ferne auflodern sah, da ward es plötzlich ganz hell in mir. Nimm's auf Dich!

rief mir eine Stimme zu, und ich glaub': es war meiner Mutter Stimme. Sie wissen, Herr, daß ich's that und daß es mir nichts half, weil ich's ungeschickt angestellt hatte. Sie meinten damals, daß ich dem eigentlichen Brandstifter hätte durchhelfen wollen; aber es war, wie ich's Ihnen sage, Herr; das konnt' ich freilich zu jener Zeit Keinem erklären.

Wieder vergingen Jahre und mein Herz wurde immer wunder. Es trieb mich in die Gegend von Alt-Kirchfeld zurück, die ich so lange gemieden hatte, und nach dem Dorfe selbst. Da erfuhr ich in der Spinnstube, daß vor Jahren einmal ein Kind im Brunnen gefunden sei, in ein Tuch gewickelt und mit einem Stein beschwert — und nun war mir's gewiß, daß das mein Kind gewesen sei. Auch die Zeit stimmte gut zusammen; und daß eine Andere bestraft sei, erfuhr ich auch. In der ersten Seelenangst lief ich Meilen weit fort; als ich aber fünf Nächte keinen Schlaf gehabt hatte, that ich endlich doch, was längst meine Schuldigkeit war: ich ging zum Richter und zeigte mich an.

Sie haben mir nicht geglaubt, Herr — sie haben's besser gewußt. Und wie sollt' ich's auch beweisen? Was mit mir vorgegangen war, hatte Niemand erfahren, als ein Einziger, und den mocht' ich

nicht nennen und hab' ihn nicht genannt. Heut ist mir freilich selbst ein Zweifel gekommen, ob das Kind im Brunnen wirklich das meinige gewesen. In's Wasser hab' ich's geworfen, darüber bin ich nie mit mir uneins gewesen — aber es kann auch der Mühlteich nahe bei der Schleuse und den Rädern gewesen sein, wie mir's früher stets vorschwebte. Ich meinte, mich geirrt zu haben, weil ich ja alle Zeit an die Mühle dachte und an die Bank unter den Linden.

Sie ließen mich mit Gewalt aus dem Gefängniß bringen, und ich mußte wieder hinaus unter die Menschen. Das war eine schreckliche Zeit. Mich verlangte nach der Strafe, um meine Schuld zu büßen, und man trieb mich fort als eine Verrückte. Wie sollt' ich's anfangen, dem lieben Gott gerecht zu werden?

Länger als noch zwei Jahre hielt ich's nicht aus. Ich sann täglich darauf, wie ich's machen möchte, daß sie mich bestrafen müßten. Auf Brandstiftung stand hohe Strafe, das wußt' ich. Das erste Mal war mir's damit nicht gelungen, weil ich die Unwahrheit gesagt hatte. Wenn ich aber wirklich Feuer anlegte — dann müßten sie mich doch bestrafen. Ich hab's gethan, Herr, und alles herausgesagt, wie es geschehen war. Ich habe vorher recht absichtlich die Zündhölzchen

gezeigt, die ich in der Tasche hatte; ich habe mich, wenn ein Mensch vorüberging, an dem Hause sehen lassen, das dann in Flammen aufging, damit kein Zweifel sein möchte. Und sie haben mir trotzdem nicht geglaubt und mich freigesprochen — und wie ich nun die nächste Nacht zu Ende bringe, weiß ich nicht. Gott sei mir gnädig!"

Mit diesen Worten erhob sie sich hastig, nahm ein kleines Bündel auf, das neben ihr lag, und ging flüchtig grüßend fort. Auf meinen Zuruf achtete sie nicht; ihr zu folgen wäre zwecklos gewesen. Ich saß noch lange auf dem Steine und überdachte ihr wundersames Schicksal. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß im Mühlenteich vor demselben Thore eine kurze Strecke vor der Stadt eine weibliche Leiche aufgefunden sei. Mir ahnte, was geschehen. Ich eilte hin und fand Marie Zwinger. Die rechte Hand hatte sie fest zugekrampft, und als man sie gewaltsam erbrach, fand man darin einen kleinen silbernen Anker, wie Seeleute dergleichen zu tragen pflegen. Ich sorgte dafür, daß er ihr in's Grab mitgegeben wurde. — Sie hatte Frieden! —

Freyhoff'sche Druckerei in Nauen.

Wo
Bg. 19
Fä. 6

Bayerische
Staatsbibliothek
München

uchbinderei
SCHWAB

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wichert, Ernst,

Wider den Erbfeind und andere Erzählungen

Bd.: 3

Berlin 1873
P.o.germ. 1958 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11163180-0